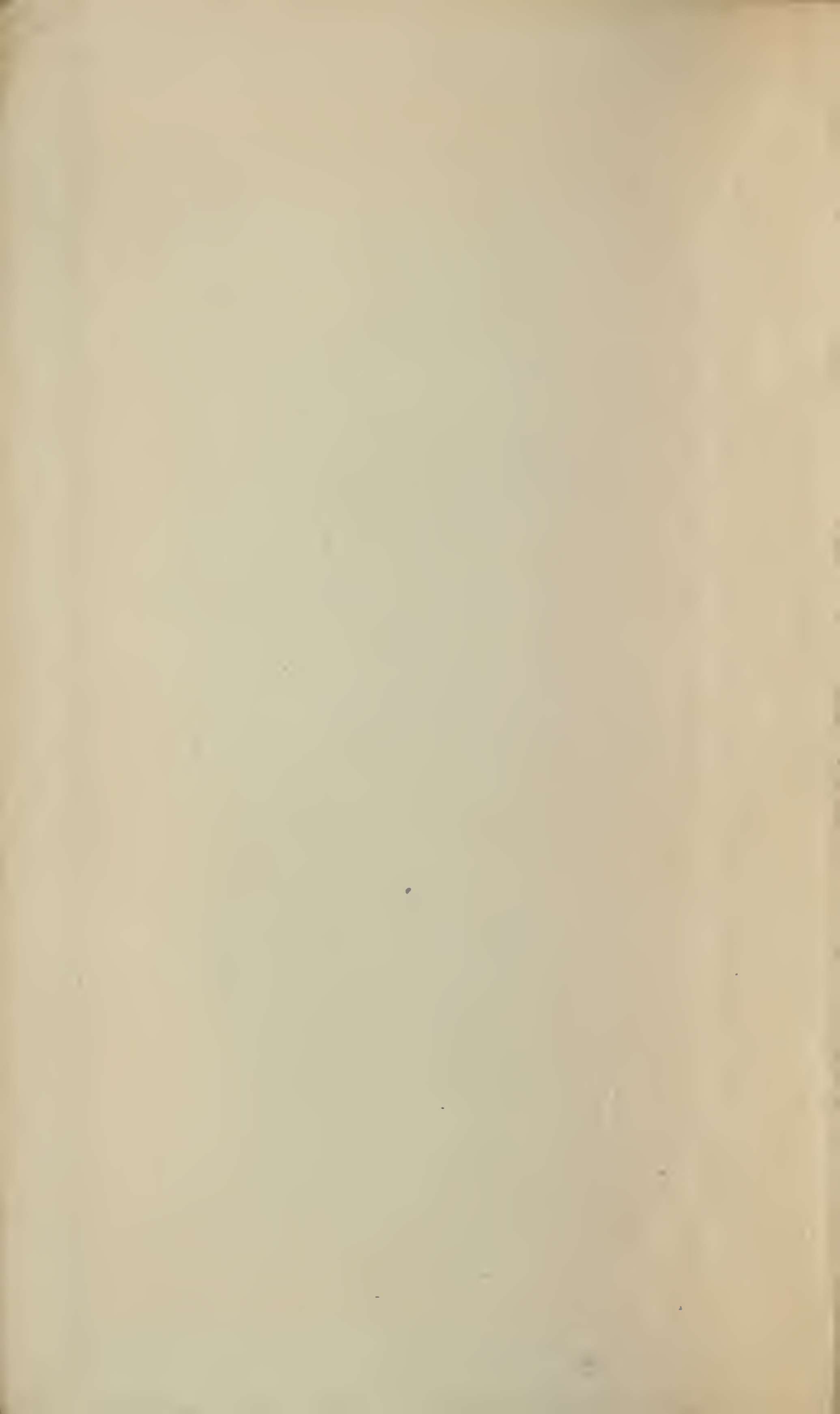
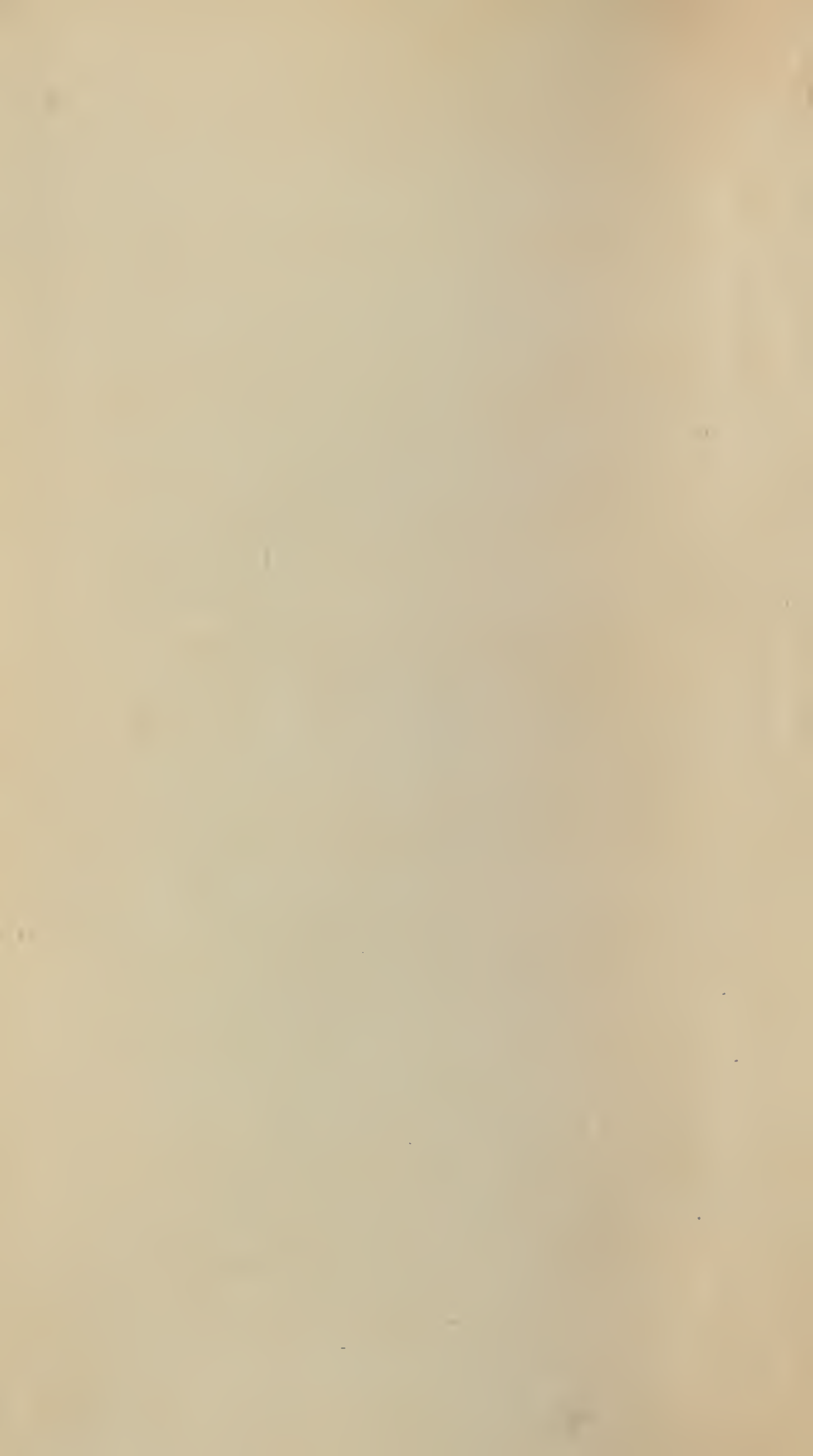








Nachrichten
über
die früheren Einwohner
von
Nordamerika
und ihre
Denkmäler,

gesammelt von

Friedrich Wilhelm Assall,
Berghauptmann des Staates Pennsylvanien.

Herausgegeben
mit einem Vorberichte
von

Franz Joseph Mone,
ord. Prof. der Geschichte und Statistik zu Heidelberg.

Mit einem Atlas von 12 Steintafeln.

Heidelberg.
August Oßwalds Universitäts-Buchhandlung.

1827.

Gedruckt bei
August Oßwald
in Heidelberg.

Inhalt.

* *

Vorrede des Herausgebers.

Der Verfasser dieses Buches reiste im Jahr 1818 als Bergmann und Soldat nach Amerika, nahm Kriegsdienste bei dem General San-Martin, verließ sie aber nach neun Monaten wieder, und siedelte sich in den Staaten Oheio und Pennsylvanien an. Als er im Jahr 1823 nach Teutschland zurückkehrte, und mir von den Denkmälern in den vereinigten Staaten erzählte, veranlaßte ich ihn, seine gesammelten Erfahrungen und Notizen aufzuzeichnen, welche ich in vorliegendem Buche bekannt mache. Im August 1824 reiste der Verfasser wieder nach Amerika zurück, wo er Berghauptmann des Staates Pennsylvanien ist (Head-Mining-officer of the state of Pennsylvania). Da ihm die Zeit zur Ausarbeitung einer Vorrede fehlte, so hat er

mir die nöthigen Materialien dazu hinterlassen, woraus ich dem Publikum mit Berücksichtigung dessen, was seither in der Sache bekannt geworden, folgenden Bericht erstatten kann.

Der Verf. hat diese Denkmäler auf seinen vielen Reisen durch die vereinten Staaten fast alle selbst gesehen und kennen gelernt. Er hat jedoch außerdem alles benutzt, was ihm mündlich und schriftlich über diese Gegenstände bekannt und zugänglich wurde. Zwar sind die Angaben in den Zeitungen über die Alterthümer meistens schief und übertrieben, dagegen erschien während seines Aufenthalts die Archaeologia Americana, Vol. I. Worcester 1820; worin der Rechtsgelehrte Caleb Atwater von Cincinnati den ersten vollständigen Bericht über diese Denkmäler lieferte, welcher für den Verf. die Hauptanleitung wurde. Die bedeutende Sammlung von Alterthümern, die Atwater besitzt, hat Assall häufig besucht und der mündlichen Belehrung des Besitzers hat er vieles zu danken. Ferner hat er die Bekanntmachungen John Johnston's, des

Agenten der vereinten Staaten bei den Indianern, zu Rathe gezogen, ältere Schriften europäischer Gelehrten so wie Landesschriften gelesen und unter diesen folgende ausgezeichnet: Jefferson's notes on Virginia, auch bei uns wolbekannt; De Witt-Clinton's, esq. and gov. of New-York, memoir on the antiquities of the western part of New-York; Dr. Drake's picture of Cincinnati and the Miami-country: Medical repository, vorzüglich über die Abkunft der Ureinwohner; Memoirs of the New-York philosophical society; und William Sheldon on the island of Jamaica. Seitdem hat der verstorbene Malte-Brun auch einen Theil des Atwaterischen Berichtes, mit sieben Abbildungen bekannt gemacht. Was er in einer besonderen Nachschrift über Ursprung und Alter dieser Denkmäler behauptet, scheint mir zu früh und nach dem, was Heckewelder berichtet, zu gewagt zu seyn. Jung und unbedeutend ist schnell gesagt, da ich in der Sache nicht urtheilen kann, so darf ich wenigstens an den Behauptungen eines Nicht-Augenzeugen und den leich-

ten Vermuthungen, die auf sie folgen, ohne Theilnahme vorbeigehen. *)

Bereits vor Malte-Brun hat man in Teutschland nach dem Monthly Magazine einen kurzen Bericht über die Alterthümer in Nordamerika gegeben, worunter die Denkmäler verstanden sind, die in dem vorliegenden Buche beschrieben werden **). Auch hat man die Angaben eines anderen Schriftstellers über die Alterthümer des Mississippi-Thales der öffentlichen Aufmerksamkeit gewürdigt, und überhaupt an Allem Interesse genommen, was Denkmäler und Urbewohner der neuen Welt betrifft ***).

---

*) Description des monumens anciens dans l'état de l'Ohio, in den annales des voyages, Tome 28. p. 145. dazu die Abhandlung von Malte-Brun: sur l'origine et l'époque des monumens anciens de l'Ohio, daselbst S. 187.

**) Neue allgem. geographische Ephemeriden von Bertuch. Weimar 1822. Bd. 10. S. 1 flg.

***) H. M. Brackenridge's views on Louisiana

Grade was die Indianer in Nordamerika angeht, scheint mir in heutiger Zeit vorzüglich der Beachtung werth. Sie haben früher viele Schriftsteller fast ro- manhaft beschäftigt, seit einigen Jahren sind sie aber auf eine recht gründliche und kenntnißreiche Weise zur Sprache gekommen. Der ausführliche Bericht Hecke- welder's ist auch in Teutschland bekannt, aber auch die Schriften von Long, J. Buchanan, und J. Halkett verdienen vorzüglich bemerkt zu werden *).

Pittsburgh 1814. und daraus: Alterthümer im Mis- sissippi-Thale in den neuen allg. geogr. Eph. Band I. S. 133 flg. Ferner der Auszug einer Abhandlung von De Witt-Clinton über die Alterthümer der Westlichen Länder von Nordamerika, das. Bd. 6. S. 99 flg. Jenes Inte- resse beweist auch die Göttinger Preisfrage für 1820, die eine Uebersicht und critische Vergleichung der Amerikanischen und Asiatischen Denkmäler verlangte (Götting. Anz. 1818. S. 2046.), die aber so wenig als die neuere über die alten Grabhügel in Teutschland gelöst wurde.

*) Johann Heckewelder's Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der Indianischen Völkerschaften, welche ehemals Pennsylvanien und die benachbarten Staaten bewohnten; übers. von Fr. Hesse, nebst einem Zusatze von G. E. Schulze. Göttingen 1821. 8.

Wenn Long durch seine Selbstkenntniß ausgezeichnete und neue Nachrichten gibt, so gewährt Halkett's Uebersicht ihrer Geschichte reichen Stoff zum Nachdenken über ihre Zukunft, welche durch Buchanan's Aeusserungen, der als brittischer Consul in Neu-York an Ort und Stelle lebt, keineswegs erfreulich ist. Buchanan's Absicht war, ein allgemeines Mitleid für die rothen Indianer von Nord-America, ein unterdrücktes und unglückliches Volk, zu erregen, um ihre gänzliche Ausrottung zu verhindern, die nach den bisherigen Maß-

---

Account of an expedition from Pittsburgh to the rocky mountains, performed in the years 1819 and 20 under the command of Stephen Henry Long, compiled by E. James. 2 Voll. with an atlas. Philadelphia 1823. 8.

Sketches on the history, manners and customs of the North American Indians. By James Buchanan. London 1824. 8.

Historical notes respecting the Indians of North America, with remarks on the attempts made to convert and civilize them, by John Halkett. London 1825. 8.

regeln nicht mehr ferne scheint. Jede Nachricht, die ein untergehendes Volk näher kennen lehrt, ist dankenswerth, und darum habe ich die Abschnitte über die rothen Indianer, unter denen der Verf. auch gewesen, abdrucken lassen. Die Statistik der Indianischen Bevölkerung, die Assall gibt, beweist schon ihr Zusammensinken, die kleinen Wörterbücher, die er mittheilt, sind nicht bedeutend gegen die Handschriften über die Indianer und ihre Sprachen, die in der Bibliothek der Amerikanisch-philosophischen Gesellschaft zu Neu-York niedergelegt sind, und von Buchanan (S. 307.) angeführt werden. Allein das wenigste davon ist gedruckt, und um so mehr zu bedauern, weil die meisten Schriften von dem Fleiße teutscher Missionare herrühren, deren Sprache nicht die des Staates ist und daher ihre Werke ohne englische Uebersetzung wol nie das Licht erblicken werden.

Buchanan kam mit all den gewöhnlichen Vorurtheilen gegen die Indianer in ihr Land, und seine Erkundigung bei den Weissen gab ihm keine günstigere

Ansicht von den Wilden. Da lernte er sie selbst kennen und sein Urtheil ist nach mehrjähriger Bekanntschaft so gerecht über sie geworden, daß er den Zustand ihrer zunehmenden Vernichtung mit dem größten Bedauern erkannte und sich darüber auf eine Art äusserte, daß ich mich nicht enthalten kann, einige Stellen anzuführen. With but few exceptions, sagt er in der Vorrede, the American Indians have been abandoned by the Christian world, as a cruel, bloodthirsty and treacherous race, incapable of civilisation, and therefore unworthy of that attention which the inhabitants of other barbarous climes have received from the zeal and devotion of many learned and pious members of society. Thousands have raised their voices against the wrongs of our black brethren of Africa. From one end of Europe to the other, the humane have been aroused to a sense of their injuries, and are now actively engaged in the prosecution of every measure calculated to alleviate their sufferings; while but few have been stimulated to similar exertions in

behalf of the Red American Indians, from whose native soil the wealth of a great portion of the civilized world has been derived. The African is submissive, his patient endurance of labour renders his servile and debased state important to us; he is therefore preserved. The North American Indian on the contrary prefers banishment and even death to sclavery; but his lands are serviceable to us, therefore his extinction seems to be desired. The one submits to the yoke, — we oppress and pity him; the other disdains to become the servant of man, — and his whole race is devoted to gradual extermination; for such must be the inevitable consequence of all those measures, which have been and still are in operatión against him, though their infliction is marked by different shades of guilt. In a few ages, perhaps a few years, these sons of Edom will be so far removed from the reach or eye of any but those engaged in the work of destruction, that no trace will be left to posterity

of the wrongs which have been perpetrated upon the Aborigines of the great American continent.

Ich will nicht mehr Auszüge liefern, da diese hinreichen, den Stand der Sache und die Absicht des Verfassers zu begreifen. Aus gleichen Gründen wird man es rechtfertigen, daß ich Assalls Nachrichten über die Caraiben, die auf Sheldon beruhen, abdrucken ließ. Denn neben dem, was in neuerer Zeit von Bryan Edwards bis auf Humbold darüber bekannt geworden, verdient auch Sheldon gehört zu werden *).

An diese und andere Denkmäler in Amerika so wie an die Sagen der Indianischen Völkerwanderung, die Heckewelder erzählt, schließen sich unmittelbar Untersuchungen über den Stammesunterschied der Indianer und ihre frühere Heimat. Jene Untersuchung kann ohne Selbstansicht nicht geführt werden und über die Herkunft ist nach vielem Geschreibe noch kein genügen-

*) Bryan Edwards' history, civil and commercial of the British colonies in the West-Indies. London 1794. Vol. I. p. 26 flg.

er Aufschluß vorhanden *). Allein, wenn auch dazu nach dreihundert Jahren der Entdeckung Amerika's!) noch nicht Thatsachen genug gesammelt wären, so läßt ich doch eine andere Frage beantworten, nämlich die Geschichte der Entdeckungen Amerika's vor Columbus. Die alte Welt bewahrt manche Erinnerungen in dieser Hinsicht, auch fehlte es nicht an Versuchen, sie geltend u machen, allein eine umfassende Arbeit über diesen Gegenstand ist noch nicht erschienen **). Ich hatte anfangs die Absicht, eine solche Schrift als zweiten Theil

*) Vgl. Mitchill über die gleiche Abstammung der Bewohner von America uud Asien, in den neuen allg. geogr. Ephem. Bd. 4. S. 45 flg.

J. H. Mac-Culloh's researches on America, being an attempt to settle some points relative the Aborigines of America. Baltimore 1817. 8. Götting. gel. Anz. 1821. S. 521.

**) Deuber's Geschichte der Schiffahrt im atlantischen Ocean. Bamberg 1814. 8.

Diplomatische Geschichte des Ritters Martin Behaim von Nürnberg von Ch. G. v. Murr. Gotha 1801. 8. Französisch übersetzt: histoire diplomatique du chevalier Portugais M. Behaim, par Jansen. 3iéme edit. Strasbourg 1802. 8.

diesem Buche beizufügen, ich habe auch alle Quellen dazu sammeln können, ausgenommen die wälschen, die eine fortdauernde Wichtigkeit bekommen haben *). Unvollständig wollte ich die Arbeit nicht bekannt machen, obgleich ich vielleicht auf manches Resultat gekommen, das mir vorher nicht nur unbekannt, sondern auch überraschend war. So ward das Ganze zurückgelegt und hier nur berührt, um anzudeuten, auf welchem Wege in diesen Dingen weiter zu gehen wäre.

Heidelberg, den 5. September 1827.

F. J. Mone.

---

*) Am Missouri sollen noch Abkömmlinge der Wälschen wohnen, und es wurde zur Untersuchung deshalb eine Expedition veranstaltet. N. allg. geogr. Eph. Bd. 6: S. 473.

Schon oft wurde der nordamerikanischen Alterthümer von Rei-
nden erwähnt, deren mancher kaum eines derselben erblickt,
ndere weder Zeit noch Fleiß noch Kenntniß zu genauer Un-
rsuchung derselben verwendet haben. Meistens lieferten sie,
ach einer flüchtigen Betrachtung dieser Ueberreste des Alter-
hums, roh hingeworfene und unbestimmte Berichte, oder über-
iebene Beschreibungen, daß selbst einsichtsvollere Leute, welche
e Gegenden in der Nähe dieser Werke bewohnen und dieselben
enau kennen, aus diesen Erzählungen sie nicht vermuthen konnten.

So ist es manchmal der Fall gewesen, daß ein Reisender
ines dieser Werke besichtigte, welches denen, die es erbauten,
twa zu einem Lustorte gedient haben mochte; darauf gründete er
un gleich die Behauptung, daß alle Werke nur zu diesem Zwecke
ebaut seyen. Ein anderer traf einen hohen Hügel, dessen Ost-
ite mit einem halbkreisförmigen Pflaster von Steinen versehen
t, und aus diesem einzigen Falle schloß er nun: alle alten
Werke seyen zum Behufe religiöser Verrichtungen aufgeworfen.
Wiederum verleitete eine alte Fortification zu der Behauptung,
aß alle Werke ausschließlich zu militärischen Zwecken bestimmt
ewesen. Von einem großen Theile wurde die Meinung aufge-
ommen, daß diese Werke des nördlichen Amerika von einer Ko-
onie von Wälschen herrühren, weil man bei einigen derselben
Gegenstände englischen Ursprungs gefunden. Allein der Alter-
hümer sind mancherlei, und in Menge unter einander vermischt.
Sie danken ihren Ursprung nicht allein verschiedenen Nationen,
ondern auch verschiedenen Zeiten. Man kann sie daher füglich
n drei Kassen bringen: die erste würde diejenigen Alterthümer

enthalten, die den Indianern zugeschrieben werden müssen; die zweite diejenigen, die von einem Volke europäischen Ursprungs herrühren, und die dritte würde aus denen bestehen, welche einem unbekannten Volke angehören.

Es wird nöthig seyn, um zu einem bestimmten Resultate für den nach Wahrheit strebenden Forscher zu gelangen, nicht nur die im Staate Ohio befindlichen Alterthümer zu betrachten und treu zu beschreiben, sondern auch einen Blick auf diejenigen zu werfen, die in andern Staaten gefunden werden, besonders wenn sie rücksichtlich ihrer Beschaffenheit zu dem nemlichen Volke und Zeitalter zu gehören scheinen.

Erstes Hauptstück.

Alterthümer der Indianer.

Diese sind weder zahlreich noch interessant, sie bestehen in Steinäxten, Messern, Mörserkeulen zum Zerstoßen des Mais, Pfeil- und Lanzenspitzen und Tabakspfeifen, welche Gegenstände sämmtlich von Stein, manchmal sehr künstlich gearbeitet sind; diese und wenige andere Gegenstände gleicher Arbeit werden so häufig in den Atlantischen Staaten gefunden, daß eine Beschreibung derselben für unnöthig erachtet wird. Die meisten Indianischen Niederlassungen, nach Anzahl und Ausbreitung, befinden sich in den Küstenländern des atlantischen Oceans, und an den Ufern der größern Flüsse, die sich in denselben, auf der ganzen Ostseite des Alleghany-Gebirges ergießen. Die See bereitet immer einen reichlichen Tisch für Menschen niederer Kultur, die wenig oder gar nicht mit den feinern Bedürfnissen eines civilisirten Lebens bekannt sind. Wenn sie darum einmal erkannt haben, daß besonders an den Ufern der Meere und Flüsse die Natur für die wenigen Bedürfnisse ihres Lebens reichlich gesorgt hat, so werden sie dieselben nicht eher wieder verlassen, bis sie entweder durch eine allzu zahlreiche Bevölkerung,

oder durch den Andrang eines mächtigen und siegreichen Feindes dazu genöthigt sind. Fische, Schildkröten und Schaalthiere sind ihnen willkommene und befriedigende Nahrungsmittel, das Wild sprengen sie mit Hunden in die See und verfolgen es durch die Wellen mit ihren Kanoe's (Kanu's). Sind sie dann gezwungen, die Ufer der See zu verlassen, so werden sie längs der Ströme und größern Flüsse landeinwärts ziehen, wo jeder Bach, der in dieselben fällt, ihnen wieder Ueberfluß an Fischen schafft, und wo der Hirsch, der Bär, das Elenn und der Bison (Bos Bison, Buffaloe) an jedem Hügel weidet. Was immer die Erde und die Wasser freiwillig hervorbringen, eignen sie sich zu und sind damit zufrieden. Heerdenweise lagerte sich das Wild allerlei Art in den fruchtbaren Thälern und auf den anmuthigen Hügeln von Neu-England, wo es vor zweihundert Jahren zahlreicher gewesen seyn soll, als es je im Staate Ohio (Oheio) war. Die Buche, von deren Frucht der Hirsch, der Bär und viele andere Thiere durch Herbst, Winter und Frühjahr sich ernähren, war häufiger im Osten als im Westen, daher erklärt sich die große Menge des Wildes; der Ocean spendete seinen niemals fehlenden Ueberfluß; dies war die Ursache der stärkeren Bevölkerung des Landes auf der Ostseite des Alleghany-Gebirges, als auf der Westseite desselben; ferner kann man mit Gewißheit annehmen, daß die Prairieen (wilde Wiesen, Savannen), zur Zeit der ersten Ankunft der Europäer, für menschlichen Aufenthalt zu feucht und ungesund waren, und diese nehmen beträchtliche Strecken ein; darum zog der Indianer auch die bergigen und gesündern Gegenden auf der Ostseite des Alleghany-Gebirges vor, und darum hat er sich auch mehr hier konzentrirt. Im Falle, daß die Indianer durch die Beringsstraße aus Asien herüberkamen, verfolgten sie wahrscheinlich die große Kette der nördlichen und nordwestlichen Landseen und ihre Ausflüsse, bis in die Nähe des Meeres. Da ließen sie sich nieder, und erhielten sich viele Zeitalter hindurch, bis sie endlich von den Weißen verdrängt wurden. Ihre herkömmliche Volks-Eintheilung in Stämme behielten sie unter sich bei, und dies mag die Ursache seyn, daß sich im Laufe der Zeit, hauptsächlich durch Zunahme der Bevölkerung und durch entstandene Streitigkeiten, einzelne Nebenzweige von den Hauptstämmen trennten, sich tiefer

ins Land hineingezogen und später selbst ihrer Ab- und Herkunft, bei gänzlichem Mangel an Schriftzeichen, vergaßen. Die Einwanderungen von Asien herüber mögen immer noch eine Reihe von Jahren fortgedauert haben, bis sie nach und nach ganz aufhörten und das Land nach Sonnen-Aufgang und die dahin Ausgewanderten bei den zurückgebliebenen Asiaten in dunkle Vergessenheit geriethen, und die Eingewanderten ihrer ursprünglichen Heimath blos noch in entstellten Sagen sich erinnerten, mit denen ihr Andenken endlich ganz erlosch.

Die ungeheuren Haufen von Auster- und Muschelschaalen, die Menge steinerner Waffen und die zahlreichen Begräbnißplätze der Indianer, bestätigen ihren längsten Aufenthalt und zahlreichsten Zustand in den Atlantischen Küstenländern. Zwar findet man dergleichen auch im Westen des Alleghany, allein sie sind selten und niemals groß. Ein indianisches Grab läßt sich häufig an seiner Eigenthümlichkeit, das heißt, an der Art der Begrabung des Todten erkennen; sie sind immer in einer stehenden oder sitzenden Lage beerdigt. Allenthalben, wo man eine Anzahl Höhlungen in der Erde, ohne Beobachtung irgend einer Ordnung, von ein und ein halb bis zwei Fuß im Durchmesser antrifft, wird man bei einigem Nachgraben indianische Ueberreste finden.

Dergleichen Gräber findet man häufig noch auf dem südlichen Ufer des See's Erie, welches früher von den Kat- und Ottoway-Indianern bewohnt war, und auch in den kleinen alten Werken und deren Nähe. Mit dem Todten begrub man meistens auch die Gegenstände, die ihm im Leben die angenehmsten waren. Mit dem Krieger seine Streitaxt, mit dem Weidmann Bogen und Pfeile, und jenes Thier, in dessen Fang und Erlegung er am geschicktesten war. Darum finden sich in einem Grabe Zähne vom Otter, oder vom Wolfe oder Bieber, oder Skelette des Truthahns, und in einem anderen Muscheln oder große Fischknochen, Attribute erfahrner Jäger und Fischer.

Zweites Hauptstück.

Alterthümer der Europäer.

Obgleich diese Abtheilung vielleicht auffallend seyn möchte, da noch keine 350 Jahre seit Amerika's Entdeckung verflossen, so wird die Nothwendigkeit derselben doch anerkannt werden, wenn man bemerkt, daß bei den Ueberfällen und Schlachten zwischen den Europäern und Eingebornen, schon vor 150 Jahren, vielerlei Gegenstände verloren gingen, die man hernach fand und noch findet, und die mit andern wirklichen Alterthümern von unfähigen Richtern in gleichen Werth und gleiches Ansehen gesetzt wurden.

Die Franzosen waren die ersten Europäer, welche durch die innern Gegenden des nördlichen Amerika's drangen. Zu welcher Zeit sie aber diese Länder, und hauptsächlich die Gegenden am See Erie durchstreiften, kann nicht genau mehr angegeben werden. Indessen weiß man aus authentischen Nachrichten, die zu Paris im 17ten Jahrhundert bekannt gemacht wurden, daß sie hauptsächlich in dem Gebiete der Sechs-Nationen Kolonieen angelegt hatten, und dies mochte nahe ums Jahr 1655 gewesen seyn. Im Jahr 1664 erschienen von Franz Creuxieus, einem Jesuiten zu Paris, die Historiae Canadensis, seu Novae Francae, libri decem ad annum usque Christi MDCLVI. Dieses Werk berichtet, daß eine französische Kolonie im Onondaga-Gebiete ums Jahr 1655 angelegt worden sey, und beschreibt diese merkwürdige Gegend folgendermaßen: „Ergo biduo post ingenti agmine deductus est ad locum, Gallorum sedi atque domicilio destinatum, leucas quatuor dissitum a pago, ubi primum pedem fixerat, vix quidquam a natura videre sit absolutius: ac si ais, ut in Gallia ceteraque Europa, acciderat, haud temere certare cum Baiis. Pratum ingens cingit undique silva caedua ad ripam lacus Gannanentae, quo nationes quatuor, principes Iroquoiae totius regionis tanquam ad centrum naviculis confluere perfacile queant, et unde vicissim facillimus aditus sit ad eorum singulas, per amnes lacusque circumfluentes. Ferinae copia certat cum copia piscium, atque ut

ne desit quidquam, turtures eo undique sub veris initium convolant, tanto numero, ut reti capiantur piscium; quidam certe volunt, ut piscatores esse ferantur, qui unius noctis spatio anguillas ad mille singuli, hamo capiant. Pratum intersecant fontes duo, centum prope passus alter ab altero dissiti: alterius aqua salsa salis optimi copiam subministrat, alterius lympha dulcis ad potionem est; et quod mirere, utraque ex uno eademque colle scaturat."

Charlevoix, in seiner Geschichte von Neufrankreich giebt an, daß ums Jahr 1654 Missionaire nach Onondaga geschickt worden, welche daselbst eine Kapelle erbaut und eine Kolonie gegründet hätten. Diese habe sich in der Folge, im Jahr 1656 unter Le Sieur Depuy's Leitung ziemlich vergrößert, aber 1658 sich wieder hinweg begeben. Als darauf La Salle im J. 1670 von Canada aus nach der Mississippi ging, entdeckte er eine große Ebene zwischen dem See Huron und dem Illinois, auf der sich eine Kolonie niedergelassen hatte, die den Jesuiten gehörte.

Von dieser Zeit an weiß man, daß die Franzosen häufig die Gegenden zwischen dem See Erie und dem Ohioflusse durchzogen. Unter La Salle und Vater Hennepin nahmen sie ihren Weg von und nach dem Mississippi-Thale immer durch diese Gegenden. Ebenso, wie andere Europäer, nahmen sie dann von denselben, im Namen ihrer Könige und Regierungen, solennen Besitz, und hinterließen meistens gewisse darauf Bezug habende Gegenstände und Zeichen, zum Beweise, daß sie wirklich dieselben sich zugeeignet hatten. Hauptsächlich geschah diese Besitznahme an den Mündungen größerer Flüsse und bei alten Werken, wenn sie solche antrafen. Hier stellten sie nach Absingung eines Te Deum das Wappen von Frankreich auf oder schnitten es in einen Baum, legten Metallen-Platten mit besonderer Inschrift auf in die Augen fallende Stellen, oder errichteten eine Art Monument auf Hügeln, die gewöhnlich bei diesen alten Werken sich befinden.

Tonti, ein Franzose, der La Salle auf seiner ersten Reise von Canada nach dem Mississippi-Flusse begleitet hatte,

benachrichtigt uns in der Beschreibung dieser Expedition, die 1697 in Paris herauskam, daß an der Mündung des letztbenannten Stromes Frankreichs Wappen unter einem Baume aufgestellt, das Te Deum gesungen, und durch diese und ähnliche Ceremonien von der Gegend im Namen Ludwigs XIV. feierlich Besitz genommen worden. Darauf habe die Mannschaft einige Baracken erbaut und Schanzen aufgeworfen, und so den Grund zu einer Kolonie gelegt. Aehnliches ist auch an den Mündungen des Illinois, des Wabash und Ohio, nach französischen Reisenden, die ihre Nachrichten zu Paris im 17ten Jahundert bekannt machten, geschehen. Allenthalben wurden diese Gegenden und Flüsse mit solchen Platten versehen, um ja das Recht des ersten Besitzes zu sichern. Verschiedene derselben hat man in neuerer Zeit wieder gefunden; unter andern eine, an der Mündung des Muskingum-Flusses, sie war von Zinn, rund, von mehreren Zollen im Durchmesser, und ohngefähr 1/5 Zoll dick, auf der einen Seite stand der französische Name dieses Flusses — Petit-belle-rivière, und auf der andern das Brustbild Ludwig des XIV.

In der Nähe von Portsmouth, einem kleinen blühenden Städtchen an der Mündung des Scioto-Flusses (Seioto), wurde gleichfalls eine Platte von Metall mehrere Fuße tief aus dem aufgeschwemmten Lande ausgegraben. Der Sage nach war hier das Gepräge der einen Seite ein menschliches Herz, aus dem ein Cassiazweig sproßte; auf der andern befand sich ein Tempel mit Kuppel und Zinnen, oben darüber strahlte ein halber Mond, und auf der Fronte des Tempels ein Stern. Auf beiden Seiten standen römische Buchstaben, welche wahrscheinlich blos Abbreviaturen waren. Daß diese Platte europäischen Ursprungs ist, ist keinem Zweifel unterworfen. Wir kennen sie übrigens blos der Sage nach.

In der Grafschaft (County) Trumbul im Staate Ohio (Oheio) wurden vor mehreren Jahren einige Münzen entdeckt, die auf der einen Seite George II. und auf der andern den Namen Carolina, nebst der Jahrszahl der Regierung dieses Königs führten. In der Grafschaft Harrison wurden

gleichfalls einige gefunden, die sich von den Engländern herschreiben.

Nahe an der Mündung des Darby, eines Bachs in der Nähe von Circleville, wurde eine Metallplatte in einem solchen Zustande entdeckt, daß man noch erkennen konnte, daß sie von einem spanischen Admiral, einigen Personen unter dem Commando des De Soto, der 1538 in Florida landete, gegeben war. Es möchte nicht so schwer seyn, zu erklären, wie diese Platte in diesem Bache, der, obgleich mittelbar, doch mit dem Meerbusen von Mexico in Verbindung steht, ohngeachtet der großen Entfernung vom Landungsplatze des De Soto gekommen ist. Dieser schickte nämlich eine starke Mannschaft aus, um das Innere des Landes zu erkunden; aber weder diese noch irgend eine Nachricht von ihr kam je wieder zurück. Diese Platte mag vielleicht, da wo man sie fand, von ihren Eigenthümern, den Leuten des De Soto, oder von den Eingebornen, die sie gefangen genommen und geplündert oder getödtet, verloren worden seyn.

In der Nähe und an den Ufern des Ohio findet man häufig Flintenläufe, Degen, Messer, Keilhauer, kupfernes und eisernes Geschirr u. s. w., welches wahrscheinlich hier von den Franzosen versteckt wurde, als sie permanente Verschanzungen zu Pittsburg, Ligonier, St. Vincents u. s. w. hatten, und den Ohio zu dieser Zeit fleißig beschifften. Die Spuren eines Ofens von 50 Kesseln in Kentuky, einige Meilen in südöstlicher Richtung von Portsmouth, scheinen ebenfalls französischen Ursprungs zu seyn. —

Die römischen Münzen, die bei Nashville im Staate Tennessee (Naschwill, Tennessie) gefunden seyn sollen, und von denen so vieles Gerede war, übergeht man mit Stillschweigen, da es nichts anders als ein Schwank schalkischer Personen war, die ihre besondere Freude daran hatten, ein leichtgläubiges und unwissendes Publikum irre zu führen.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß bis jetzt nie, in ganz Nordamerika, irgend eine Münze, Metallplatte, oder ir-

gend ein anderes Monument entdeckt wurde, auf welchem sich Buchstaben oder Zeichen befunden hätten, die zu irgend einem Alphabet aller unserer bekannten Sprachen, neuerer oder älterer Zeit, gehört hätten.

Drittes Hauptstück.

Alterthümer der Ureinwohner.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Bemerkungen.

Wir kommen zum dritten und merkwürdigsten Theile jener Alterthümer, welche von einem Volke herrühren, von dessen ehemaligem Daseyn uns keine andern Nachrichten übrig geblieben, als ihre hinterlassenen Monumente, die uns beweisen, daß ihre Erbauer weit mehr, als die Indianer, gebildet waren.

Diese Werke sind in mancherlei Rücksichten dem Forscher der Geschichte und Alterthümer gleich wichtig; wenn man die ungeheuern Strecken, über die sie ausgebreitet sind, die große Mühe und Anstrengung, die sie ihre Erbauer kosteten, die Grade der Bekanntschaft mit nützlichen Künsten, in Vergleichung der damaligen Indianer und der jetzigen, und die Größe der Werke selbst, betrachtet; der gänzliche Mangel historischer Nachrichten und selbst auch der Sagen, das große Interesse, welches die gebildete Welt dafür hegt, und die vielen widersprechenden und irrigen Berichte, die allgemein ausgestreut sind, heischen deren Untersuchung, ehe sie wegen der von Jahr zu Jahr zunehmenden Zerstörung und Abtragung durch die Kolonisten unmöglich ist.

Zur Zeit ihrer Erbauung und Blüte waren sie Wohn- und Begräbnißplätze für geringeres Volk und Volksoberste, Belusti-

gungsorte, Renn- und Spielbahnen, Tempel, Lager, Waffenplätze, Festen, Städte oder Dörfer u. s. w. *)

Auf dem mittäglichen Ufer des See's Ontario, unfern dem Schwarzen Flusse (Black-river) findet sich nordostwärts das äußerste dieser alten Werke, und südwärts das entfernteste, am Flusse Chenango bei Oxford. Diese Werke sind klein, zeugen von einem hohen Alter, und scheinen die Gränzen jenes Volkes, das sie errichtete, gedeckt zu haben. Geht man in westlicher Richtung gegen den See Erie weiter, so trifft man noch mehrere andere an; hauptsächlich in der Grafschaft Genesee (Dschenessie). Sie sind ebenfalls von geringem Umfange und zerstreut. Kommt man weiter bis zur Mündung des Cataraugus-Flusses, der sich in dem Staate Neu-York in den See Erie ergießt, so stößt man dort auf eine Linie von Fortificationen, die sich südwärts über 60 amerikanische Meilen (69 und 1/2 auf einen Grad) ausdehnt, und deren jede höchstens 4 bis 5 Meilen von der andern entfernt ist. Hinter dieser Linie befindet sich eine zweite Reihe, die eine Parallele zu der ersten bildet, ihre einzelnen Werke sind aber beträchtlich kleiner, als die der ersten, und enthalten nur wenige Morgen Land, und ihre Wälle sind schmal und niedrig.

In der Richtung gegen Südwesten setzen sich diese Werke einzeln fort, ihre Größe bleibt im nemlichen Verhältnisse, bis man endlich den Bach Licking in der Nähe von Newark (Nuärk) erreicht, wo eines der ausgedehntesten und interessantesten sich befindet. Fünf und zwanzig amerik. Meilen gegen Südwesten vom Flusse Scioto liegen die großen Werke von Circleville, und 19 Meilen südlich, an demselben Flusse,

---

*) Dergleichen Werke, besonders Hügel von Erde und Steinen, trifft man in allen Theilen der bekannten Erde an, besonders in Wales, in England, in Schottland, auf den meisten Baltischen Inseln, in der Normandie und überhaupt im ganzen nordwestlichen Frankreich; sie sind ferner über das ganze asiatische Rußland, die große Tatarei und das nordöstliche Asien verbreitet.

Anm. d. Verf.

ie von Chillicothe, die aber durch die rohen Hände der Ko-
nisten schon meist zerstört und abgetragen sind. Die merkwür-
igsten von allen liegen am Paint-Bach (Farbebach), die,
usammen vereint, vielleicht eine Stadt von bedeutendem Um-
nge gebildet haben mögen. An den Mündungen des Scioto
nd des Muskingum befinden sich gleichfalls beträchtliche sol-
er Werke. Sie wachsen überhaupt vom südlichen Ufer des
ees Erie bis zum Meerbusen von Mexiko an Zahl, Gestalt und
röße.

Die meisten dieser Werke sind an den Ufern bedeutender und
schreicher Flüsse und Bäche errichtet, und niemals oder selten
uf schlechtem Boden, sondern immer auf dem fruchtbarsten Lan-
e. Man entdeckt keine auf den Prairien (wilde oder natür-
che Wiesen) und höchst selten auf dürren Steppen, und findet
ch eines da, so ist es auch seinem Umfange nach gewiß unbe-
rächtlich. Stets sind sie auf trocknem Grunde erbaut, und sicher
or Ueberschwemmungen.

In der nordöstlichen Grafschaft Ashtabula (Ashtabiulä)
n Staate Ohio, befindet sich ein altes Werk auf einem Hügel
on geringem Umfange. Es liegt am Coneaught-Flusse, 3
Meilen vom See Erie, bei Salem. Es besteht aus zwei
reisförmigen Parallelwällen, mit einem Graben dazwischen.
urch beide Wälle führt ein harter fester Weg aus dem innern
eraus, der sich sanft den Hügel herab nach dem Flusse zieht,
ine Ruthe breit. Ohne beträchtliche Schwierigkeit läßt sich
iesem Werke, außer auf dieser Ascente, nicht beikommen. In
erhalb dieser Wälle wachsen Bäume, die, der Erfahrung nach,
onst nur auf dem fruchtbarsten Boden gedeihen, und außerhalb
erselben solche, die mit dem schlechtesten Grunde zufrieden sind.
m Innern des Werkes auf dem Boden liegt eine Menge abge-
undetes Bach-Geschiebe, das dem Feuer ausgesetzt gewesen
cheint. Stücke von Erden-Geschirr, grober Arbeit, ohne
lasur, finden sich häufig hart unter der Oberfläche. Sie
cheinen von Sand und Thon gebrannt. Die Dammerde ist mehr
ls 8 Fuß dick. In diesen Werken gräbt man zuweilen Gerippe
on kleinen menschlichen Körpern aus, die wahrscheinlich Ske-

letzte von den Erbauern sind. Man findet auch häufig um und in diesen Werken Gegenstände europäischen oder indianischen Ursprungs, die wahrscheinlich von Indianern dorthin gebracht worden. Alterthümer, welche von Indianern herrühren, findet man entweder auf der Oberfläche oder wenigstens nicht tief unter derselben, während die Ueberreste jenes Volkes, von welchem diese Werke sind, immer mehrere Fuß tief im Grunde und zwar hauptsächlich im aufgeschwemmten Flußboden angetroffen werden.

Verfolgen wir die südwestliche Richtung weiter, so stoßen wir auf verschiedene alte Werke, von denen einige in regelmäßiger Gestalt erbaut sind, andere hingegen höchst unregelmäßig und abweichend in der Höhe ihrer Wälle, Tiefe der Gräben u. s. w. erscheinen. Manche umfassen nur wenige Morgen Landes, diese lassen schließen, daß sie für keine große Anzahl Menschen bestimmt waren; andere aber sind dann wieder von sehr beträchtlichem Umfange, wie wir im Verfolg der Beschreibung der Werke sehen werden.

In ihrer Nähe und in denselben findet man manchmal ein hartes steinartiges Gemenge, das aus Thon und Gyps besteht und oft geschliffen und polirt ist. Man hat es schon irriger Weise für polirten Marmor gehalten.

Zweiter Abschnitt.

Altes Werk bei Newark, Grafschaft Licking, Ohio.

Je mehr man sich in südlicher Richtung dem Ohio-Flusse nähert, desto zahlreicher beginnen diese alten Werke zu werden, und zuzunehmen an Structur, Verhältnissen und Größe, woraus man auf das immer fortdauernde Wachsthum ihrer Urheber an Volkszahl und Macht und auf die Vervollkommnung ihrer Kenntnisse in dieser Art von Baukunst schließen kann. Das erste dieser weitläuftigern Werke finden wir zwischen den beiden Armen

es Licking-Flusses, in der Nähe von Newark, in der Grafschaft Licking. Es ist in vielerlei Hinsicht vielleicht eines der merkwürdigsten in den vereinigten Staaten. Ausdehnung und Größe dieses Werkes auf dem 1. Plane.

. Stellt ein kreisförmiges Werk vor, dessen 30 Fuß hoher Erdwall einen Flächenraum von ohngefähr 26 Morgen einschließt. Ausserhalb diesem Walle zieht sich ein tiefer, breiter Graben, von dessen ausgeworfener Erde er größtentheils entstanden. Dieser Graben ist bei nasser Witterung meist über die Hälfte voll Wasser, hauptsächlich auf der Seite nach dem Teiche N. Gegen L. hin befindet sich ein Ausgang, der nach zweien sich verengenden Wällen leitet, welche dann auf eine Strecke parallel miteinander gehen, und in B. sich endigen.

. Dieses Werk ist rechtwinklicht, hat 10 Fuß hohe Wälle von Erde, und enthält zwanzig Morgen Landes. Die Erde zu dem Walle ist wahrscheinlich sorgfältig und gleichförmig von der Oberfläche des Bodens aufgeschöpft, da man keinen Graben oder sonstige Vertiefung in der Nähe entdecken kann. Die Böschung der Wälle ist so steil, als es immer die Haltbarkeit der aufgeworfenen Erde zuläßt.

. Ist ein Achteck und mißt gegen vierzig Morgen Flächen-Inhalt; seine Wälle, die im Allgemeinen 10 Fuß Höhe haben, sind von 8 Oeffnungen oder Eingängen, deren jeder 15 Fuß weit weit ist, durchschnitten. Zehn Fuß hinter den Hauptwällen, und zwar immer vor diesen 8 Oeffnungen, befinden sich sogenannte Tambours p die an Höhe und Breite den Hauptwällen gleich, sonst aber vier Fuß länger sind, als die Weite der Oeffnungen beträgt. Die Steilheit der Böschung verhält sich, wie bei B und A, und der Ort wo die Erde zu den Wällen weggenommen worden, ist nicht zu erkennen. Die Oberfläche der Erde weicht weder inner- noch außerhalb des Werkes von der horizontalen Ebene ab.

. Ist ein rundes Werk, enthält ohngefähr zwanzig Morgen, seine Wälle sind in gleichem Verhältniß mit den vorigen und

ist mit C. vermittelst zweier 10 Fuß hoher paralleler Wälle verbunden. Bei q. befindet sich ein Observatorium, mehr als 30 Fuß hoch, welches theils von Steinen theils von Erde erbaut ist. Von seiner Höhe herab ließe sich die ganze Gegend, wenn nicht hoher Wald es hinderte, übersehen. Unter diesem Observatorium war dem Anscheine nach eine Passage zu dem Flusse, der früher am Fuße dieses erhabenen Landes gelaufen seyn mag.

E. Ist ebenes Land, von vorzüglichster Güte, wahrscheinlich einst urbares Bauland der Alten. Die Warten r, auf den äußersten Enden der Ebene und auf den höchsten Punkten des Randes sind mit einem runden, fünf Fuß hohen Walle eingeschlossen, der in Verbindung mit den Parallelwällen L. und K. steht und mit diesen einerlei Höhe hat. Die Entfernung der Parallelwälle von einander beträgt 6 Ruthen.

F. Bedeutet das, gegen vierzig Fuß hohe Gehänge des schon bemeldeten Hochlandes E., dessen Fuß früher der Racoon-Bach (Waschbären-Bach) und der südliche Arm des Licking-Flusses bespülten. Beide entfernten sich in der Länge der Zeit immer mehr von demselben, und setzten den zwischen ihrem jetzigen Bette und dem Hochlande befindlichen Landstrich G. an. s bezeichnet die Descenten nach dem Wasser, die in den hohen Rain F. eingeschnitten und wohl geebnet sind.

H. Ist ein Teich, der einen Raum von beinahe 200 Morgen Landes einnimmt Er war vor mehreren Jahren so ausgetrocknet, daß sein Grund gepflügt, mit Mais bepflanzt und abgeärndtet wurde. Gewöhnlich hat er 10 Fuß tiefes Wasser, das bei anhaltendem Regen manchmal so zunimmt, daß es sich bis zu dem nördlichen und östlichen Walle ausdehnt.

J. Ist der höchste Theil der Ebene, und ist vermittelst zweier Parallel-Wälle von dem übrigen hohen Lande getrennt. Er befindet sich auf der Seite nach Sonnenaufgang, Newark zunächst, und scheint ein Begräbnißplatz der Alten gewesen zu seyn. Die verschiedenen Erdhügel, die sich darauf befinden

und worin sie ihre Todten begruben, sind jedoch nur klein, und veranlassen die Vermuthung, daß, so lange keine ausgedehntere Begräbniß-Orte in dieser Gegend entdeckt werden, die Bevölkerung der Alten hier nicht zahlreich gewesen sey, oder daß sie sich wenigstens nicht lange hier aufgehalten. *)

. Sind zwei Parallelwälle, die in allen ihren Verhältnissen den übrigen gleichen. Sie leiten wahrscheinlich zu einem entfernteren Werke, und sind nicht weiter, als etwa zwei Meilen lang aufgenommen. Sie erstrecken sich vielleicht bis nach dem Hockhocking-Flusse, gegen 30 Meilen weit, in die Gegend von New-Lancaster, Grafschaft Fairfield. Die Ursache, die auf diese Vermuthung leitet ist die, daß man zwischen dem Licking- und Hockhocking-Flusse mehrere Strecken weit Parallel-Wälle, immer in dieser Richtung, gefunden hat. Wahrscheinlich führte eine Straße zwischen diesen Wällen durch.

Daß dieses hier beschriebene Werk zu militärischen Zwecken edient hat, läßt sich nicht leicht verkennen.

Feuerplätze, Holzkohlen, Asche, Schlacken u. s. w., die an sonst gewöhnlich in andern solchen Werken entdeckt, hat man er noch nicht angetroffen. Einige wenige Pfeilspitzen sind das nzige, was man bis jetzt aufgefunden, und was den Alten zu-schrieben werden muß.

Die Sorgfalt, welche überall bei der Anlage dieser Werke die Augen fällt, um sie auf allen Seiten gegen feindlichen ndrang zu sichern, das hohe Land auf dem sie errichtet, die deckten Descenten nach dem Wasser, der fruchtbare Boden, r ohne Zweifel Bauland war, sind Umstände, die man nicht eichgültig betrachten darf. Sie reden laut zu Gunsten der enntnisse und Einsichten, die jene Alten besessen haben müssen.

---

*) Was doch beides durch die Größe der Werke wieder unwahrscheinlich wird.

A. d. Herausg.

Einige Meilen unterhalb Newark auf der Mittagsseite des Licking-Flusses, befindet sich eine merkwürdige Art von Höhlen oder Löchern in der Erde, die ebenfalls von den Alten herrühren. In der gewöhnlichen Sprache der Einwohner heißen sie Brunnen. Man findet derselben wohl an tausend, allenthalben zerstreut. Einige haben eine Tiefe von zwanzig, andere von mehr oder weniger Fußen, je nachdem sie durch die Witterung und andere Ursachen ausgefüllt wurden. Man glaubte in diesen Vertiefungen Gegenstände zu befriedigender Aufklärung ihres Zweckes zu finden; allein man fand nichts als einige Bergkrystalle, zuweilen von vorzüglicher Schönheit, Hornstein, zu Pfeil- und Bogenspitzen vorgerichtet, ein wenig Blei, Schwefel und Eisen. — Vor allen andern scheinen Bergkrystalle in vorzüglicher Achtung gestanden zu haben, sie wurden wahrscheinlich als Zierrath und Auszeichnung gebraucht.

Dritter Abschnitt.

Steinwerk in der Grafschaft Perry, Ohio.

Vier bis fünf Meilen südwärts der großen Werke am Licking-Flusse, in nordwestlicher Richtung von dem Städtchen Somerset, dem Gerichtsplatze der Grafschaft Perry, befindet sich tief im Walde ein von Steinen erbautes Werk der Alten, wozu der zweite Plan die Ansicht liefert.

1. Bedeutet den eingeschlossenen Raum des Werkes, der gegen 45 Morgen beträgt.

2. Ein Hügel von Steinen. Seine Gestalt ist kegelförmig und seine Höhe 15 Fuß. Im Walle selbst und einen Theil desselben bildend, befindet sich bei

3. ein anderer Steinhügel, der kleiner und niedriger ist.

4. Bezeichnet den Steinwall selbst. Er besteht durchgängig aus rohen Feldsteinen und unregelmäßigen Massen, die im

geringsten kein Merkmal der Bearbeitung oder Zurichtung mit eisernen Werkzeugen an sich tragen. Sie liegen in größter Unordnung übereinander gestürzt, und würden, regelmäßig aufgebaut, einen Wall von wenigstens 6 bis 7 Fuß Höhe und von 5 bis 6 Fuß Breite geben können. Das ganze Werk liegt auf einer Hochebene, hat Mangel an Wasser und war, da der Boden in- und außerhalb dem Werke sehr unfruchtbar ist, und die Alten zu ihren Standplätzen immer die fruchtbarsten, mit Wasser versehenen Gegenden aussuchten, wahrscheinlich nie für einen langen Aufenthalt bestimmt.

5. Ist ein großer hoher Felsen von Sandstein, von natürlichem vierkantigen Bruche, der in einer Entfernung von ohngefähr 14 Fuß vor einer Oeffnung des Steinwalles liegt. Diese Oeffnung ist 10 Fuß weit und durch zwei große Felsen, die im Walle liegen, gebildet; jeder derselben hat eine senkrechte Fronte von 10 Fuß Höhe. Sie verlieren sich nach und nach links und rechts in den Wall und Boden.

6. Ist eine Auffahrt im Walle ebenfalls 10 Fuß breit.

7. Ist ein kleines viereckiges Werk, dessen 3 Fuß hohe Wälle von Erde einen Flächenraum von einem halben Morgen einschließen.

War dieses Werk je zu militärischen Zwecken bestimmt, so kann sein Gebrauch nur temporär gewesen seyn. Es fehlt ihm aber an allen Eigenschaften und Erfordernissen, die es hierzu geschickt machen. Eher möchte es, nach der Sitte der Völker der alten Welt, zu religiösen Absichten erbaut worden seyn. Die beiden Steinhügel dienten ihnen, nach ihrer Art, vielleicht als Altäre oder als Monumente zu beständiger Erinnerung an irgend eine große Begebenheit in ihrer Geschichte, deren Feier alljährlich gewesen seyn mag. Ihre Erbauer standen auf einer niedrigen Stufe der Bildung, und waren unbekannt mit dem Gebrauche der Schriftzeichen, und doch errichteten sie Denkmähler, die beinahe auf endlose Zeiten berechnet, für uns eine stumme, aber bedeutungsvolle Sprache reden, die das Geheimniß der Vorwelt

in unserm Innern mehr anspricht, als goldene Schrift auf Marmor. Im Laufe der Zeit ist dieses Volk vergangen, aber seine Werke dauerten Zeitalter hindurch, und die gewiß großen Begebenheiten in seiner Geschichte, die es durch solche Denkmähler für die Nachwelt aufzubewahren strebte, sind, wie es selbst, in ewige Vergessenheit begraben.

Vierter Abschnitt.

Alte Werke bei Marietta, Grafschaft Washington, Ohio. Tab. III.

Gehen wir am Licking-Flusse, der bei Zanesville (Sänswill) und Patnam in den Muskingum fällt, und an diesem herab nach der Grafschaft Morgan, so stoßen wir auf einige kleine und unbedeutende Werke, deren Beschreibung wir hier übergehen. Die Hügel dieser Gegenden werden wir unten erwähnen.

Erst an der Mündung des Muskingum am Ohio, bei dem Städchen Marietta, Grafschaft Washington, finden wir wieder ein Werk, deßen Größe und Ansehen alle Aufmerksamkeit verdient.

Noch kein Werk dieser Art in den vereinigten Staaten war glücklicher als dieses. Noch keine zerstörende Hand nahte sich ihm, und keine mangelhafte Beschreibung ging bis jetzt in die Welt. Ein grosser Hügel, der Begräbnißplatz der Alten, ist noch unversehrt, und steht zu jetziger Zeit in der Mitte des Friedhofes von Marietta.

Dieses Werk liegt auf einer Hochebene, über dem jetzigen Ufer des Muskingum-Flusses auf dessen Ostseite, und ohngefähr eine halbe Meile von seiner Mündung in den Ohio. Es besteht aus Wällen und Hügeln von Erde, in geraden Linien und Winkeln, und in Kreisen.

Das größte Viereck A. gewöhnlich die Stadt genannt, enthält gegen 40 Morgen Landes, ist von einem Erdwalle eingeschlossen von 7 — 10 Fuß Höhe und von 30 — 36 Fuß Breite an seiner Basis. Auf jeder Seite befinden sich drey Oeffnungen a, in gleicher Entfernung von einander in die Wälle eingeschnitten, und bilden 12 Auffahrten, von denen die mittelste stets die weiteste ist, vorzüglich die nach dem Muskingum führt. Nach dieser Oeffnung leitet ein bedeckter Weg x der zwischen zweyen parallelen Wällen hindurch zieht, die von ihren innern Kanten gemessen gegen 150 Fuß von einander entfernt sind; die innere Höhe der Wälle beträgt 21 Fuß, die äussere aber nur 5 Fuß. Die Breite der Basis ist 42 Fuß. Die ganze Passage ist ohngefähr 360 Fuß lang, und senkt sich nach und nach auf den niedrigen Boden herab, wo wahrscheinlich zur Zeit der Erbauung dieses Werkes der Strom floß: diese Wälle beginnen in einer Entfernung von 60 Fuß von dem Walle des Vierecks, und wachsen in ihrer Höhe, so wie sich der Weg nach dem Flusse herabsenkt. In der Mitte zwischen den beyden Wällen ist der Weg gewölbt wie bei einer Heerstraße.

Innerhalb der Wälle b des Vierecks A befindet sich in dessen nordwestlichem Winkel ein Viereck m von 188 Fuß Länge, 132 Fuß Breite und 9 Fuß Höhe. Seine Seiten sind so senkrecht als es die Aufschichtung der Erde erlaubt, und seine Oberfläche geebnet. In der Mitte jeder der 4 Seiten ist eine Ascente angebracht, die sanft nach der obern Fläche führt und 10 Fuß Breite hat. In der Nähe des südlichen Walles bei n befindet sich ein anderes Viereck von 150 Fuß Länge, 120 Fuß Breite und 8 Fuß Höhe; mit dem Vorhergehenden von ganz gleicher Beschaffenheit, und in Hinsicht seiner Auffahrten nur darinn unterschieden, daß auf der Südostseite die Ascente in das Viereck selbst eingeschnitten ist, und in selbigem nach der Höhe hinaufsteigt. Im östlichen Winkel o steht das dritte Viereck von 108 Fuß Länge, 54 Fuß Breit und 6 Fuß Höhe. Seine Ascente befinden sich auf den kürzern Seiten. Das ganze ist schadhaft. Ein wenig südöstlich vom Mittelpunkte dieses Werkes, steht ein kreisförmiger Hügel p von 30 Fuß im Durchmesser und 5 Fuß Höhe. Nahe dabei befinden sich vier kleine

Löcher oder Höhlen in der Erde, in gleichen Entfernungen und einander gegen über. In der südlichen Ecke liegt ein halbkreisförmiger Wall q, mit einem Hügel in der Mitte gerade in dem Eingang durch dem Winkel r.

Von diesem Werke gegen Südosten liegt ein kleineres Viereck, dessen Erdwälle einem Flächen-Raum von 20 Morgen einschließen. In der Mitte des nordwestlichen und südöstlichen Walles a befinden sich zwey Ausgänge, die durch rückwärts gezogene kreisförmige Hügel d geschützt werden, was auch mit dem 4 Winkellücken der Fall ist; in diesem Winkellücken aber stehen die Hügel mit den Wällen selbst in einer Linie. Der nordöstliche und südwestliche Wall, ist von zwey Oeffnungen, die der Mitte näher als den Ecken liegen, und nur ein kurzes Stück Wall zwischen sich laßen, durchschnitten. Hinter jedem dieser kurzen Wallstücke befindet sich gleichfalls ein Hügel.

Auf der äussere Seite der Oeffnung im südöstlichen Walle steht ein gleicher Hügel wie auf der innern Seite; in einiger Entfernung folgt ein einzelner Wall c in der nemlichen Richtung mit beiden Hügeln, und rechtwinklicht mit dem Hauptwalle. Vier Ruthen weiter, ebenfalls in der gleichen Linie, steht ein sehr grosser kegelförmiger Erdhügel d, dessen Durchmesser 115 Fuß und die perpendikuläre Höhe 35 Fuß beträgt. Zunächst umgiebt ihn eine kreisförmige 4 Fuß hohe Brustwehr, die auf der Feldseite von einem 4 Fuß tiefen, und oben 15 Fuß breiten Graben umgeben ist. Durch Wall und Graben führt ein Weg von 20 Fuß Breite. Demnächst befinden sich noch einige Wälle, Hügel und Brunnen e f g b von weniger Merkwürdigkeit, die auf dem beigefügten Plane zu sehen. Die merkwürdigste Zisterne hat ohngefähr 60 Fuß zu ihrem Durchmesser, und war zur Zeit, als die ersten Niederlassungen der Weißen in diesen Gegenden begannen, über 30 Fuß tief; jetzt hat sie kaum 14 Fuß Tiefe.

Der Teich oder Reservoir h in der Nähe des nordwestlichen Winkels des Werkes A hat gegen 25 Fuß im Durchmesser; sein Rand ist von einem 4 Fuß hohen Damm eingefaßt.

Als die Weißen sich hier anbauten, war er voll Wasser und blieb so bis vor einigen Jahren, wo der Wald ausgehauen und die Baumstämme, um der Mühe sie zu schroten und zu verbrennen überhoben zu seyn, hinunter gestürzt wurden. Diese Blöcke, das jährlich hineingefallne Laub und andere Vegetabilien, welches viele Jahrhunderte lang geschah, füllten den Teich beinahe aus. Immer war er jedoch randvoll und hatte das Ansehen einer stehenden Pfütze. Seine Tiefe mag mehr als 30 Fuß betragen haben. Vor kurzer Zeit grub der jetzige Eigenthümer dieser Gegend, von dem kleinen bedeckten Wege u einen Graben nach diesem Teiche, und leitete somit das Wasser desselben bis zu einer Tiefe von 12 Fuß ab. Es zeigte sich nun, daß sich die Seiten nicht lothrecht senkten, sondern konzentrisch, wie ein umgekehrter Kegel, nach dem Mittelpunkte zu liefen. Die Seiten waren, so weit hinab sie untersucht werden konnten, mit einer Verkleidung von aschgrauem feinem Letten ohngefähr 1 Fuß dick ausgelegt, hinter welchem sich der ursprüngliche Boden befindet.

Auf der Aussenseite des südöstlichen Walles des großen Vierecks, in der Nähe des 3ten, länglichten, erhabenen Vierecks, fand man eine beträchtliche Menge Scherben von Töpferwaren. Diese Scherben sind auf der Aussenseite mit Linien und Streifen allerley Art versehen, von feinem Thone, und zeigen hie und da Spuren von Glasur auf der innern Seite. Sie sind gebrannt, und zur Aufnahme von Flüssigkeiten brauchbar. Auf dem frischem Bruche sind sie ganz schwarz, und zeigen kleine flimmernde Punkte, so bald man sie unter gewissen Winkeln gegen das Licht hält. Das Töpfergeschirr, welches in andern Gegenden, und hauptsächlich in der Nähe der Flüsse gefunden wird, besteht aus Muschelschalen und Lehm, und ist bei weitem nicht so hart wie diese Scherben. Am meisten und häufigsten werden diese Scherben auswärts dieser Werke gefunden, wenige innerhalb, und diese liegen tief und wurden durch den Pflug aufgegraben. Dieser Umstand führte zu der Vermuthung, es seyen diese Geschirre absichtlich über den Wall herausgeworfen. Verschiedene Stücke Kupfer wurden ebenfalls entdeckt, eines hatte die Gestalt eines Napfes, mit niederem

Rande und dickem starkem Boden. Die Hügel sind bis jetzt noch nicht untersucht.

Auch bei diesem Werke wurde die Erde zu den Wällen und Hügeln nicht aus Gruben und Gräben geschöpft, sondern von entfernteren Plätzen herbeigeschaft, oder sorgfältig mit Schaufeln vom Boden aufgehoben, um die ebene Fläche desselben nicht zu unterbrechen oder zu verlieren. Noch nie hat man in solchen abgegrabenen Wällen und Hügeln ein Werkzeug gefunden, welches bei Errichtung derselben wäre gebraucht worden. Es könnte daher der Fall seyn, daß sich die Alten hölzerne Instrumente bedient haben, mit denen sie beinahe eben so gut solche Arbeiten verrichten konnten, wie mit eisernen, da der Boden und die Dammerde, in diesen von ihnen auserlesenen Gegenden locker und leicht ist, blos aus vegetabilischer Erde besteht, und manchmal über 10 Fuß Tiefe hat. Und brauchten sie wirklich eisernes Geschirre, so ist dieses in der Erde lange verrostet und keine Spur desselben mehr übrig.*)

Fünfter Abschnitt.

Altes Werk zu Circleville, Grafschaft Pickaway, Ohio.

Von Nieder-Sändusky (Lower-Sandusky) um die Gegenden des Sees Erie und an fruchtbaren Ufern des ruhigen Scioto (Seioto) herab und in dessen Nähe findet sich kein erhebliches Werk bis nach Circleville, dem

---

*) Die Vermuthung hölzerner Geräthschaften ist dieser zweyten vorzuziehen. Denn wir finden in Europa römische Eisengeräthe und zum Theil sehr kleine und dünne, wie Nägel und Messer, die nahe an zweytausend Jahre alt sind. Die eisernen Stücke in den celtischen Gräbern an der Lahn haben ein noch höheres Alter.

A. d. Herausgeb.

Gerichts-Platze der Grafschaft Pickaway, 26 amerikanische Meilen südlich von Columbus, der beginnenden Hauptstadt des Staates Ohio. Hier liegen auf erhabenem Lande, an der Ostseite des Flusses Scioto und südlich des Baches Hargus, im Winkel dieser beiden Gawässer zwey Forte, von denen das eine die Gestalt eines vollkommenen Kreises, und das andere die eines Quadrates besitzt. Jenes Fort hat zwey kreisförmige Wälle und zwischen beiden einen tiefen Graben; sein Durchmesser beträgt von Aussen- zu Aussenseite der Wälle 69 Ruthen, und die Höhe der Wälle, vom Boden des Grabens an, belief sich früher auf 20 Fuß. Der Innere Wall besteht aus Lehm, der wahrscheinlich auf der Nordseite des Kreises aufgehoben wurde, wo eine niedrige Gegend war, und die jetzt noch beträchtlich tiefer ist als jeder andere Theil desselben. Der äussere Wall wurde von der ausgestochenen Erde des Grabens aufgeworfen, und besteht aus Grus und grobem Flußgerölle, dessen Lager vielleicht mehr als 50 Fuß mächtig sein mag. Die Wälle haben jetzt kaum mehr eine Höhe von 5—6 Fuß und der Graben ist an wenigen Stellen noch 14 Fuß tief. Täglich nimmt die Zerstörung dieser Werke zu, und in kurzer Zeit werden sie völlig verschwunden sein. In der Mitte der Kreiswälle stand vor der Erbauung von Circleville einer der merkwürdigsten Hügel, und östlich daneben lag ein halbkreisförmiges Pflaster, welches jetzt noch stückweisse zu sehen ist, obgleich der Hügel gänzlich abgetragen, und an dessen Stelle nun ein achteckiges Courthaus (Gerichts- oder Rathhaus) für die Grafschaft Pickaway steht. Wir werden auf diesen Hügel zurück kommen.

Die Wälle des runden Werkes sind von der Heerstraße, die von Columbus nach Chillicothe führt, in Norden und Süden durchschnitten. Der Grundriß der in diesem Kreisse sich befindenden Stadt, die von ihm den Namen Circleville hat, ist mit punktirten Linien angegeben.

In der Mitte der steilen Böschung von der Grabensohle und der Krone des innern Walles, läßt sich in der Erde eine, immer in der nehmlichen Höhe fortlaufende Vertiefung deut-

lich erkennen, die zu der Vermuthung leitet, daß hier eine Reihe Pallisaden eingelegt waren.

Das viereckigte Fort mißt mit Einschluß seiner Wälle genau 55 Ruthen ins Gevierte, seine Wälle sind da wo sie noch stehen 10 Fuß hoch. In der Mitte jeder Seite und in den vier Winkeln, befinden sich Oeffnungen, deren jede durch einen Hügel von 4 Fuß Höhe, 40 Fuß Durchmesser der Basis und 20 oder mehr Fuß Oberfläche, vertheidigt wird. Sie stehen zwey Ruthen hinter den 20 Fuß weiten Oeffnungen, sind unter sich selbst parellel und in gleichen Entfernungen von einander. Die Erde bei diesen Wällen ist ebenfalls so steil aufgeschichtet als es die Haltbarkeit derselben erlaubte. Der Hügel vor der Oeffnung in den Kreis ist wegen der hier durchgeführten Straße abgetragen, so wie jetzt diese Wälle und Hügel meist zu Backsteinen verwendet werden. Alles was man bei Wegräumung derselben gefunden, ist Asche, Steine, die dem Feuer ausgesetzt waren, vermoderte Stücke Holz, und Dammerde, die zur Zeit der Erbauung von der Oberfläche der Erde aufgeschöpft seyn mag.

Die Wälle des viereckigten Werkes weichen einige Grade von den Weltgegenden ab, jedoch keine Minute mehr oder weniger als die Nadel selbst variirt. Dieß gab zu der Vermuthung Anlaß, daß die Alten mit der Magnetnadel bekannt waren; es wäre sonst ein auffallendes Zusammentreffen der Abweichung der Nadel mit den Linien der Wälle dieses Vierecks; ferner mußten sie auch geometrische Kenntnisse besitzen, da sie sonst den Gestalten ihrer Werke nie diese Richtigkeit und Genauigkeit in ihren Winkeln, Linien und Kreisen hätten geben können, welche man bei denselben bewundern muß. Daß sie auch in der Astronomie nicht ganz unerfahren waren, geht aus beidem hervor, und somit sind die Meinungen derer wiederlegt, welche die Errichtung dieser Werke den Vorfahren der jetzigen Indianer zuschreiben, die von allem diesem gar nichts wissen. Welche Nation wird wohl, wenn einmal nur zu den geringsten solcher Kenntnisse gelangt, sie je wieder in gänzliche Vergessenheit gerathen lassen? hauptsächlich

wenn sie in einem Zustande sich befindet, wie die Indianer, in der freien Natur, die unwillkührlich zur Betrachtung des gestirnten Himmels nöthigt.

1. Bedeutet auf beigefügtem Plane Tab. IV. die Wälle des Kreises.
2. Den Graben zwischen denselben.
3. Den jetzt abgegrabenen, noch späterhin zu beschreibenden Hügel.
4. Das Pflaster um denselben.
5. Die Kommunikation mit dem Viereck.
6. Die Oeffnung in der Mitte der Wälle und die Winkellücken in denselben.
7. Hügel vor der Oeffnung.
8. Ein bedeutend hoher Hügel auf der Nordseite des Walles.
9. Ein 90 Fuß hoher Hügel auf der S. W. Seite des Kreises, auf dem jetzt ein Haus erbaut ist.

Sechster Abschnitt.

Alte Werke am Farbebach, Grafschaft Roß, Ohio.

Von Circleville am Scioto eine Strecke von 19 amerikanischen Meilen, abwärts bis nach Chillicothe, der ehemaligen Hauptstadt des Staates Ohio, auf dem Ostufer des Flusses, wandern wir durch einen immerwährenden Garten, und über die, durch ihre Fruchtbarkeit weitberühmte Hochebene von Pickawai, (Pickäwä) die der Länge nach 7 und in die Breite 3—4 Meilen weit sich ausdehnt, und rings mit dem hochstämmigsten Forste umgeben ist. Diese Hochebene (Plain der Prairie) liegt höher als das sie rings um-

gebende Land, welches sanft und wellenförmig hüglicht ist; sie war zur Zeit als die Weissen sich hier niederliessen, dicht mit hohem Grase bewachsen. Der Hirsch, der Büffel, und das Elenn weideten hier in friedsamen Heerden, bis vor 30 Jahren der Pflug der Weissen den verworrenen, holzigen, mehr als 18 Zoll dicken Rasen mühsam durchschnitten, und den fruchtbaren Grasboden zu trocknem urbarem Lande umschuf, auf dem die fleißige Hand der deutschen Pflanzer, die den größten Theil dieser Ebene bewohnen, alle Jahre Weitzen- und Kornfelder, Hunderte von Morgen groß, besäet und erndet, und wo der Mais im üppigstem Wuchse ohne mühsame Pflege seine höchste Vollkommenheit erreicht. Auf dieser Ebene, welche einst auch ohne Zweifel Bauland der Alten war, hat man bis jetzt, einige Hügel ausgenommen, nichts merkwürdiges von Alterthümern entdeckt. In westlicher Richtung von Chillicothe aber befinden sich verschiedene Werke, die der Aufmerksamkeit würdig sind. Das Nächste derselben ist 11 Meilen und das andere 15 Meilen von der genannten Stadt entfert, beide liegen am Paint-Bach.

Die sechste Tafel zeigt unter I eine, aus drey verschiedenen Werken zusammen gesetzte Fortifikations-Anlage, mit mehreren kleinen Werken innerhalb der Wälle selbst.

a. Bezeichnet die Wälle, deren Erde ebenfalls, wie bei den schon beschriebenen, gleichförmig vom Boden aufgehoben scheint. Ihre Höhe beträgt im Durchschnitt 10 Fuß.

b. Zeigt die beinahe senkrecht in die steilen Wälle eingeschnittenen Zugänge, deren Weite zwischen acht und zwanzig Fussen wechselt. Es sind derselben Acht. Der Flächeninhalt des grössern unregelmäßigen Werkes x beträgt 77 $^{1}/_{10}$ Morgen.

c. stellt zwey eliptische Hügel vor, von denen der grössere sich beinahe in der Mitte des Werkes befindet. Er hat eine Höhe von 25 Fuß, sein längster Durchmesser beträgt 20 und sein kurzer zehn Ruthen, seine Grundfläche, von

der die obere Ebene, wegen seiner fast senkrechten Wände wenig abweicht, beinahe 159 Quadratruthen. Er ist von Steinen errichtet, die entweder aus dem Bette des Baches oder von dem Hügel III herbei geschaft worden sind. Dieses eliptische Werk ist voll von Menschenknochen, welches den Grund zu der Meinung gab, daß dieser Hüge ein Altar gewesen sei, auf dem Menschen geopfert wurden.

Das kleinere dieser Werke hat zwei Terrassen, ein Ende desselben ist ohngefähr 8, und das andere 15 Fuß hoch. Die Oberfläche beider ist abgeebnet. Diese Art Werke sind in diesen Gegenden selten, häufiger finden sie sich in den mittäglichen und westlichen, an der Mississippi, durch die Louisiana, Mexiko u. s. w.

d. Stellt einen halbkreisförmigen Wall oder Brustwehr vor, dessen Ränder mit Steinen eingefaßt sind die man in einer Entfernung von einer Meile findet, woher sie wahrscheinlich auch gebracht worden.

e. Ist ein besonderer Hügel, seine Höhe beträgt 5 Fuß und sein Durchmesser 30. Die ganze Masse besteht aus einem rothen feinen Ocker, der als Farbe gebraucht werden könnte, und in geringer Entfernung von hier in großer Menge an einem Hügel bricht. Davon hat das vorbeifließende Wasser den Namen Farbebach erhalten. Bei

f. sind drey Brunnen oder Zisternen anzutreffen, von denen zwey ausserhalb und einer innerhalb der Wällen ist. Der größte hat in seinem Durchmesser 6 Ruthen, und eine Tiefe von 15 Fuß; ein anderer hat 10 Fuß Tiefe. Diese Zisternen entsprechen in ihrer Bauart ganz denjenigen, welche bei den Werken von Marietta beschrieben sind; (siehe oben S. 20). Auf dem Plane befinden sich noch mehrere andere unter demselben Buchstaben angegeben.

Dieses Werk hängt in etwas südöstlicher Richtung mit einem Vierecke y zusammen, welches 27 Morgen zu seinem Flächenraume hat. Seine Seitenlinien sind 66 Ruthen lang;

in seinen 4 rechten Winkeln und in der Mitte der Seiten-Wälle sind Oeffnungen eingeschnitten, von denen 2 in das größere Werk und die die übrigen ins Feld führen. Bei z in westlicher Richtung von dem größern Werke steht ein kreisförmiges kleineres mit ihm in Verbindung. Es hat zu seinem Durchmesser 60 Ruthen, und sein Flächen-Inhalt begreift 17 Morgen; im Innern befindet sich eine kleine runde Brustwehr, die im Durchmesser 6 Ruthen und zur Höhe 6 Fuß wie die äußere hat.

g. bedeutet verschiedene kleine Erdhügel, von mancherlei Höhen und Durchmessern, von denen

h. ohngefähr 100 Ruthen von den Wällen südwärts entfernt ist und 10 Fuß Höhe hat.

Das II Werk hat einen Flächen-Gehalt von 84 $^{3}/_{10}$ Morgen; die Oeffnungen b m der Erdwälle v, die in allen ihren Verhältnissen denen im Werke No I gleichen, haben auch gleiche Weite. Es hängt wie das erste durch drey Kommunikationen b, mit einem kleinen rechtwinklichten Viereck zusammen. Eine von diesen Kommunikationen, führt zwischen zwey parallelen Wällen hindurch, die eine Höhe von 4 Fuß haben. Das Viereck selbst hat, wie das im ersten Werke, 27 $^{2}/_{10}$ Morgen Raum und ist in seinem Bauverhältniß jenen gleich. Solches Zusammentreffen aller Verhältnisse bei diesen alten Werken ist sehr häufig, und die Beschreibung eines einzelnen anwendbar auf hunderte, die in weiten Gegenden zerstreut sind.

Ein kleines Bächlein entspringt bei I. südostwärts von No. II. auf der äusseren Seite des Walles, fließt durch die Oeffnung desselben bei 2, und verliert sich bei 3 durch ein Gesenk in der Erde. Wahrscheinlich wurde dieses Senkloch einst mit Kunst angelegt; es ist 15 Fuß tief, und mißt auf seiner obern Breite 39 Fuß. Bei g befinden sich 2 Hügel von Erde, der eine innerhalb, der andere außerhalb dem Walle; ersterer hat eine Höhe von 20 und letzterer von 16 Fuß. f bezeichnet eine Zisterne.

Das Werk No. III. ist unter allen in diesen Gegenden
as merkwürdigste. Auf einem mehr als dreyhundert Fuß ho-
en Hügel errichtet, der ein beynahe senkrechtes unzugängliches
ehänge hat, bestehen seine Wälle aus unzugerichteten Stei-
en, die auf die natürliche Oberfläche des Hügels, ohne vor-
erige Abebnung desselben aufgesetzt sind. Die einzige kleine
bene auf diesem Hügel befindet sich bei a. Dieser Hügel
at da, wo es die Natur des Gehänges erlaubte, zwey Zu-
änge. Aus der Höhe am Anfange der nördlichen Descente b
egt eine so große Menge Steine übereinander gestürzt, daß
an nicht umhin kann zu glauben, es müßten einst zwey runde
Berke oder Thürme hier gestanden haben. Die Descente
lbst ist eine bequeme Straße zum Bach hinab, theils na-
irlich theils durch Kunst angelegt. Die Steine des Walles
egen ohne die geringste Ordnung übereinander, und tragen
ine Spur der Bearbeitung an sich, sie könnten gehörig auf-
eschichtet eine Mauer von wenigstens fünf Fuß Breite und
cht Fuß Höhe bilden; die Steinart gehört zur ältesten For-
ation des Sandsteins. Auf der inneren Seite des südlichen
Balles bei der Linie c scheint ehemals eine Reihe Oefen
der Essen gestanden, wie man aus einer Schlacken-Schicht,
e hier über fünf Fuß tief ist, urtheilen muß. Man kann
doch nicht mit Gewißheit sagen, aus was sie entstanden, ob
icht Backsteine oder Eisenerz hier gebrannt oder Eisen ver-
rbeitet wurde, oder alles zugleich. Thonschlacken lassen sich
doch deutlich genug erkennen. Man hat schon hie und da
stellen getroffen, wo Töpferwaaren gebrannt wurden, ob
uch dieß hier der Fall war, kann nicht behauptet werden.

Der Steinwall d auf diesen Hügel schließt einen Flä-
enraum von 130 Morgen ein, die Lage des Werkes und
ine senkrechten Wände machen es zu einem der stärksten
e bis jetzt entdeckt worden.

Die Linien des Walles sind, einen sehr schmalen Ber-
e ausgenommen, dem natürlichen Rande e des Hügels ent-
rechend aufgeführt. Die Aufführung der Steine auf beiden
Seiten der östlichen Descente f ist von gleicher Beschaffenheit

wie bei der nördlichen b, und auch in den Ecken des Walles ist ihre Menge so bedeutend, daß wahrscheinlich auch in jedem Winkel Wachthäuser oder Warten mögen gestanden haben.

Im Bette des Paint-Baches, der nahe an dem Hügel vorüber fließt, befinden sich bei g vier Zisternen oder vier brunnenförmige Vertiefungen, die durch einen, vielen Schwefelkies und Eisenerz enthaltenden Felsen abgesenkt sind. Als sie zuerst entdeckt wurden, waren sie alle vier mit rundgehauenen flachen Steinen, die Aehnlichkeit mit Mühlsteinen hatten, zugedeckt. Diese Decksteine hatten in ihrer Mitte ein rundes vierzölliges Loch, welches wahrscheinlich zum Auf- und Abheben mittelst eines Hebels diente. Die Brunnen selbst hatten oben einen Durchmesser von 3 Fuß, die Steine des Kranzes waren gut gefügt, und auf jeden Fall die Flächen derselben mit Werkzeugen vorgerichtet. Diese Decksteine sind nun zertrümmert, und die Brunnen selbst mit Geschiebe des Baches ausgefüllt. Diese 4 Brunnen gaben schon zu vielerlei Meinungen Anlaß, aber bis jetzt scheint ihr wahrer Zweck und Gebrauch noch nicht errathen. Waren es wirklich Brunnen, so möchte sich zur Zeit ihres Gebrauches das Flußbette an einem andern Orte befunden haben.

Bei IV. auf der nördlichen Seite des Paint-Baches jenseit der Straße, die von Limestone (Leimston) nach Chillicothe führt, befindet sich ein kreisförmiges Werk, dessen Erdwall a eine Höhe von ohngefähr 10 Fuß hat. Der eingeschloßne Raum beträgt 7 — 8 Morgen. Rings um die Aussenseite des Walles zieht sich ein Graben b, der am Eingang in diesen Kreis ausgefüllt und ohngefähr 4 Fuß breit ist. Von diesem Eingange leitet eine feste und harte Descente c nach dem Twin-Bach herab; in beiden Enden des Grabens, die auf die Descente stossen, sind 2 Quellen von sehr gutem Wasser zur größern dieser Quellen herab, die entweder sehr tief ausgegraben worden, oder nach und nach sich ausgewaschen, scheint ein gepflasterter Weg geführt zu haben.

Innerhalb diesem Werke, das jetzt einen Theil einer Plantage ausmacht, befindet sich eine Scheune und ein Baumgarten.

Siebenter Abschnitt.

Alte Werke am Paint-Bach bei Chillicothe, Grafschaft Roß, Ohio. Tab. VI.

Fünf und eine halbe amerikanische Meile von Chillico-
he am nördlichen Arme des Paint-Baches liegt auf ei-
em sogenannten 2ten und 3ten Boden des Baches ein interes-
ntes Werk. Sein Flächenraum begreift ohngefähr 110 Mor-
en Landes. Die Wälle sind von Erde und meist 12 Fuß hoch.
er Wall des großen Werkes No. I. hat einen Graben auf
iner äusseren Seite, auf der Südseite aber, wo er, einen
hmale Berme ausgenommen, beinahe auf dem Rande des Ge-
inges errichtet ist, fehlt der Graben. Dieses natürliche Ge-
inge k ist ohngefähr 25 Fuß hoch. Die Bodenbreite des
Walles mißt 20 Fuß, und die obere Breite des Grabens eben
viel. Die natürliche Bank b, über welche die östlichen und
estlichen Wälle des Werkes streichen, hat eine Höhe von
) Fuß, in der nördlichen Linie befinden sich zwey Ausgänge i,
der von 65 Fuß Weite, die 3te Oeffnung gleicher Weite durch-
hneidet den östlichen Wall, und bildet eine Verbindung mit dem
Werke II. welches ebenfalls auf dem zweyten Boden liegt. Das
rößere kreisförmige Werk c hat ohngefähr 32 Ruthen zu sei-
em Durchmesser. Wall und Graben sind von gleicher Beschaf-
nheit, wie bei I. In seinem Innern befinden sich drey größere
nd drey kleinere Hügel d und e von Erde, die als Begräbniß-
rte gebraucht wurden. Das kleinere kreisförmige Werk f hat
hngefähr 22 Ruthen im Diameter, und einen Begräbniß-Hü-
l in seinem Innern; sein Wall und Graben ist dem von c
eich. Dieser Begräbniß-Hügel finden sich noch 8 von verschiedenen
öhen und Durchmessern im Hauptwerke I, und einer im Ne-
nwerke II. bei x.

Das IIte Werk schließt sich an den östlichen Wall, und ist
urch die bemerkte Oeffnung z mit ihm verbunden. Sein In-
alt faßt gegen 16 Morgen. Die Wälle sind denen des Haupt-
erkes gleich, jedoch ohne Aussengraben. Bei 3 befinden sich Oeff-

nungen in den Wällen und Winkeln, welche von gleicher Beschaffenheit wie die bei I. sind.

Die Begräbnißplätze und die Größe der Werke in diesen Gegenden, führen zur Vermuthung daß hier die Bevölkerung ziemlich stark gewesen sey.

Achter Abschnitt.

Alte Werke bei Portsmouth, Grafschaft Scioto, Ohio.

Verfolgen wir den Lauf des Scioto bis in die Nähe seiner Mündung in den Ohio, bei den Städtchen Alexandria und Portsmouth, so stoßen wir auf dem östlichen Ufer des erstern, und auf dem nördlichen des zweiten Flusses, auf mehrere sehr ausgedehnte Werke, und eine halbe Stunde Weges auf dem südlichen Ufer des Ohio im Staate Kentuky, der Mündung des Scioto gegenüber, treffen wir auf andere die ihres Umfanges wegen beträchtlich sind, und militairischer Zwecke wegen vorhanden zu sein scheinen. Die Bevölkerung dieser Gegenden muß zu ihrer Zeit sehr bedeutend gewesen seyn.

Zuerst Beschreibung des Werkes auf der Mittagsseite des Ohio: Hier bezeichnet Tab. VII.

1) Das Hauptwerk, es hat fünf Ausgänge, 2) ist beynahe ein Viereck und hat zur Höhe seiner Wälle 3) vierzehn bis 20 Fuß. Ausserhalb des südwestlichen Winkels, befindet sich ein bedeutender Hügel 4, der mehr als 20 Fuß hoch ist, und dessen Grundfläche über einen halben Morgen umfaßt. Auf seiner Oberfläche ist er abgeebnet, und mag zu gleichem Zwecke wie die von Marietta gedient haben. Die beiden östlichen parallelen Wälle 5) sind mit dem Viereck, durch die Oeffnung 2)

verbunden. Sie haben jetzt noch eine Höhe von 4 — 6 Fuß, und sind gegen 10 Ruthen von einander entfernt. Ihre einwärts gekrümmten Enden stoßen beinahe an den Rand eines steilen, tief ausgewaschenen Ufers eines kleinen Baches. Zwey kleine Wasserrinnen haben sich mitten durch die Parallelwälle Wege gebahnt, die zu jetziger Zeit schon zu einer Tiefe von mehr als 20 Fuß niedergesenkt sind. Die Oeffnung 2, in dem nordwestlichen Winkel des Vierecks, leitet in zwey andere Parallelwälle, die mit den vorbeschriebenen von gleicher Beschaffenheit sind. Sie ziehen sich bis beinahe an den Ohio, der dort eine bedeutende Krümmung macht, und verlieren sich gänzlich in einem niedrigen Grunde, der das Ufer des Ohio bildet. Seit der Erbauung dieser Werke mag sich der Lauf des Ohio etwas entfernt haben, denn wahrscheinlich stießen diese Wälle unmittelbar an seine Wasser.

Zwischen diesen Werken und dem Ohio befindet sich ein ebener Grund, der ausserordentlich fruchtbar ist, und eine sehr alte Aufschwemmung des Ohio zu seyn scheint. Auf der Ostseite ist dieses Stück Land durch die steilen Ufer obengenannten Baches eingeschlossen.

Seit der Entdeckung und Untersuchung dieser Werke fand man in ihren Wällen und deren Nähe beträchtliche Quantitäten eiserner Keil- und Streit-Hauen, Schaufeln, Aexte, Flinten und Büchsenläufe u. dgl., welches aller Wahrscheinlichkeit nach die Franzosen hier vergruben, als sie im amerikanisch-französischen Kriege zurückgetrieben wurden und das Fort Du Quesne, Fort Pitt, (jetzt Pittsburg genannt) verlohren. Man trifft in der Nähe und in den Wällen allenthalben Löcher an, die aus der Absicht gegraben wurden, um solche vergrabene Schätze zu entdecken. Es wurden auch verschiedene Gräber geöffnet, deren Inhalt auf ein hohes Alter deutet.

Kehren wir über den Ohio zurück, so finden wir nördlich von dem Städtchen Portsmouth in dem niedrigen aufgeschwemmten Sandgrunde des Scioto, nahe bei den Ufern dieses Flusses, den Anfang von zweyen Parallel-Wällen von

Erde a, die den vorbeschriebenen in Verhältnissen und Bauart gleich sind. Ihre Entfernung von einander beträgt 9 — 10 Ruthen, diese beobachten sie in ihrem östlichen Laufe ohngefähr eine Meile weit, worauf sie bei b nord: und südwärts bis zu 20 Ruthen auseinander treten, der nördliche Wall beugt am stärksten aus, und beide ziehen sich dann in dieser Distanz noch etwas mehr als eine halbe Meile fort, wenden sich dann in einem rechten Winkel bei c gerade nach Norden, und laufen den verflächten, mehr als 50 Fuß hohen, steilen Abhang d hinauf, breiten sich dann bei e, auf dem erhöhten äusserst fruchtbaren Lande links und rechts aus, und verbinden sich mit übrigen Werken. Diese hohe Ebene scheint eine alte Aufschwemmung des Ohio zu sein. Ihre fruchtbare Dammerde ist sehr tief und auf Flußsandboden aufgelagert. Unfern dem Winkel des rechten Parallelwalles, nahe am Rande des Gehänges, befindet sich ein Brunnen oder Zisterne f, der zu jetziger Zeit noch eine Tiefe von 25 Fuß hat. Wahrscheinlich reichte seine Tiefe auf den niedrigsten Wasserstand des Ohio herab. Der Ort, woher die Erde zum Bau der Wälle genommen worden, ist nirgends zu entdecken. Vielleicht nöthigte auch die Unvollkommenheit der Instrumente die Alten, die Erde flach vom lockern Boden aufzuheben, indem sie zum Graben in die Tiefe undienlich seyn mochten.

Die Buchstaben g, zeigen drey Hügel von Erde an, die ohngefähr 6 Fuß Höhe haben und beinahe mit ihrer runden Basis einen Morgen Landes einnehmen. Ohnfern von diesen steht ein anderer Hügel bei h mit mehr als einem Morgen Grundfläche. Seine Höhe beträgt über zwanzig Fuß. Er ist mit einer gepflasterten oder gestampften Ascente versehen; oben ist er abgeebnet und flach, und scheint nicht zu einem Begräbniß gedient zu haben. In nördlicher Richtung befindet sich ein anderer Hügel bei i, vollkommen kegelförmig und wenigstens 20 Fuß hoch; er ist voll modriger Asche und verwester Leichname. In nordwestlicher Richtung von diesem, befindet sich ein anderer k, der wahrscheinlich nie vollendet war; er ist mit einem Graben umgeben, der 6 Fuß Tiefe hat. Der Hügel selbst hat eine kreisförmige Vertiefung in seiner Mitte.

l stellt einen Wall vor, der an seinen beiden Enden mit Ascenten versehen ist. Seine Höhe ist so beträchtlich, daß man von ihm herab alle Werke in der Gegend übersehen kann. Bei m befinden sich zwey Brunnen, die jetzt noch 12 Fuß tief sind, und von gleicher Beschaffenheit und demselben Zwecke wie f waren. Bei n, nahe am südlichen Parallelwalle, befindet sich ein Begräbnißhügel. Nahe bei den Hügeln g erheben sich zwey Parallelwälle von Erde o, ziehen in etwas südöstlicher Richtung über den hohen verflächten Rain hinab, werden von einem kleinen Bach in die Queere durchschnitten, und erreichen nach zwey Meilen Weges den Ohio, in dessen niedrigem aufgeschwemmten Sandgrunde sie sich verlieren. Dieser Fluß scheint auch hier sein Bett verändert zu haben. Die Höhe dieser parallelen Wälle beträgt 6 — 10 Fuß. p bezeichnet ein einzelnes Stück Wall.

Zwischen diesen sämtlichen Werken liegt ein ausserordentlich fruchtbarer Landstrich, der gehörig angebaut, eine zahlreiche Bevölkerung ernähren kann. Die Oberfläche des Grundes zwischen den Parallel Wällen scheint früher gepflastert und gestampft gewesen, der Zwischenraum wurde wahrscheinlich als ein gegen den Feind gedeckter Weg benutzt. Ohne Zweifel war diese Gegend einst arbares Bauland, was sie größten Theils jetzt wieder ist.

Neunter Abschnitt.

Altes Werk an der kleinen Miami, Grafschaft Warren, Ohio. Tab. VIII.

Ehe wir auf der Straße, die von Chillicothe nach Libanon, in der Grafschaft Warren führt, den kleinen Miami (Meiämi) Fluß, der ruhig durch die grasigen Ebenen in vielen Windungen nach dem schönen Ohio zieht, erreichen, gelangen wir zu einem der merkwürdigsten Alterthümer

in den vereinigten Staaten. Diese Reste der Vorzeit liegen auf einer wenigstens 240 Fuß über dem Wasserspiegel der Miami erhabenen Ebene. Sie kommt von Westen nach Süden her, und nimmt oberhalb der Werke und der Straße und unterhalb derselben zwey Bäche auf, die von Osten ihr zuströmen. Zwischen diesen drey Flüssen, die sich durch hohe steile Ufer durchdrängen, liegt diese Hochebene mit ihren Werken und erstreckt sich von da meilenweit nach Nord und Osten hin.

Auf der Nord- und Südseite ist dieses Werk ausser seinen Wällen mit sehr steilen Abhängen versehen, die einen großen Theil seiner Stärke ausmachen. Die Wälle hinter diesen Abhängen weichen in ihrer Höhe von den übrigen sehr ab, und richten sich mit derselben meist nach der Beschaffenheit des äussern Terrains; gewöhnlich sind sie von 8 — 10 Fuß hoch; auf der Ebene aber erreichen sie eine Höhe von 20 Fuß, mit einer Basis von mehr als 4 und einer halben Ruthe. An einigen Stellen sind ganze Stücke des Walles ausgewaschen, welches von Wassern herrührt, die sich im Innern sammelten und durchbrachen.

Ohngefähr 20 Ruthen von der Oeffnung a befinden sich zwey 11 Fuß hohe Hügel b, zwischen welchen die Straße durchzieht. Von diesen Hügeln gehen bedeutende Kanäle oder Gräben c beinahe in nördlicher und südlicher Richtung bis zu den beiden Nebenflüssen der Miami, mit der sie sich in Verbindung setzen, und somit das ganze Stück Land zu einer isolirten Fläche machen, die nur da, wo die Straße hereinkommt, mit der übrigen Ebene in Verbindung steht.

Nordwärts von diesen beiden Hügeln auf der Fortsetzung des ebenen Landes ausserhalb der Werke befinden sich zwey Paarallelwälle d, jeder ohngefähr 3 Fuß hoch, in seiner Basis 17 Fuß breit und ohngefähr eine Viertelstunde lang; am Ende erweitern sie sich und umschießen einen kleinen, ovalen Hügel e. Dieser und die Wälle sind von Erde, sehr fest gestampft, und ihrer ganzen Länge nach auf der Oberfläche glatt geebnet. Der Zwi-

schenraum ist straßenartig in der Mitte erhoben und gleichfalls sehr fest.

Auf der Südwestseite finden sich drey bogenförmige parallele Wälle f, von mehr als 40 Ruthen Länge. Sie bestehen aus fester thoniger Erde, und sind sonst in den Verhältnissen ihrer Bauart den Parallelwällen d gleich. Die Erde zu ihrer Erbauung ist von dem steinigen Raume zwischen der Miami und dem Hauptwalle mühevoll aufgehoben. Sie dienten vielleicht als Schutzwehren, oder als erhöhte Punkte für diejenigen, welche die Feinde auf dem Fluß mit Geschossen und Steinen zu vertreiben hatten. Die Indianer bedienten sich dieser Wälle in ihren Kriegen unter sich und mit den Europäern auf dieselbe Weise.

Die Wälle des Werkes richten sich nach der oberflächlichen Beschaffenheit des Bodens; wo er durch steile Abhänge geschützt ist, sind sie niedrig, gegen der östlichen Ebene, wo dieß nicht statt findet, steigen sie zu einer beträchtlichen Höhe. — Auch mag vielleicht an verschiedenen Stellen der Wall nie zu Stande gekommen seyn. Ob alle diese Werke zu ein und derselben Zeit erbaut wurden, oder nicht, ist nicht zu bestimmen, doch ist es wahrscheinlich; daß sie mehr, als irgend ein anderes wegen militairischen Zwecken errichtet wurden, scheint keinem Zweifel unterworfen.

Die mannigfaltigen und meist ungereimten Muthmaßungen über den Zweck dieses Werkes wollen wir bis auf eine unberührt lassen, welche da meint, daß die Alten damit ein Bild von Nord- Mittel- und Südamerika an den Ufern der kleinen Miami hätten entwerfen wollen.

Zehnter Abschnitt.

Parallel- und Kreiswälle.

Auf Tafel II. Nr. 2. ist eine Darstellung solcher Werke, die sich häufig in verschiedenen Gegenden des Landes finden. Die Straße zwischen Circleville und Chillicothe führt durch drey dergleichen.

Sie bestehen gewöhnlich aus 2 parallelen Wällen, von festgestampfter Erde oder Thon, oben und unten halbkreis- oder spitzbogenförmig geschlossen, die obere Fläche immer glatt abgeebnet. Ihre Entfernung von einander beträgt manchmal 3 und manchmal weniger als eine Ruthe, und ihre Höhe 4 Fuß und weniger. Der innere Raum ist gleichfalls gestampft und in der Mitte gewölbt, wie eine Straße. Der Grund und die Wälle steigen von beiden Enden sanft nach der Mitte zu, die der höchste Punkt einer mäßigen Anhöhe ist.

Eine andere, ebenfalls häufig vorkommende Art von Werken, hat eine kreisförmige Gestalt, und doppelte Wälle, die von gleicher Beschaffenheit sind, wie die der ersten Gattung. Sie haben keinen Eingang.

Waren diese Werke nicht Renn- Lauf- oder Spiel- Bahnen bei großen Feyerlichkeiten oder Volksfesten, so möchte der Zweck ihrer Erbauung schwerlich zu ergründen seyn; denn als Vertheidigungsplätze sind sie ganz ungeschickt und unanwendbar.

Bei religiösen Spielen bedienten sich die Alten gleichfalls ähnlicher Werke, nur stunden diese immer in Verbindung mit Hügeln, oder schlossen sie selbst ein, wie auf dem 8ten Plane zu sehen ist. Diese Art aber ist nie mit selbigen in Verbindung, sondern steht entweder ganz abgesondert und fern von andern Werken und Hügeln, oder doch in gewisser Entfernung.

Solche Werke finden sich in verschiedenen Gegenden des Landes, sie sind aber besonders zahlreich am Scioto, Ohio, Kenhawa, und an den beiden Sandy-Flüssen.

Außer diesen Parallelwällen giebt es noch andere von ähnlicher Beschaffenheit aber augenscheinlich verschiedenem Zweck.

Bei vielen großen Werken finden wir nämlich, wie auf der ersten Tafel, längere oder kürzere Parallelwälle in Verbindung ihr Zweck scheint zu seyn, um vor feindlichem Andrang, geschützt von einem Werke zu dem andern zu gelangen. Daß aber alle diese Wälle sich diesem Zwecke ausschließlich anpassen ließen, ist nicht thunlich, hauptsächlich, wenn sie ganz von größeren Werken insolirt vorkommen; in diesem Falle könnten sie dann, als erhöhte Stellen, für Vornehme des Volkes bey Spielen, religiösen Diensten, oder feierlichen Verehrungen merkwürdiger Männer, Lehrer oder Helden ihres Volkes gedient haben.

Bei Piketon (Peikton) am Scioto Tafel II. Nr 3., 19 Meilen unterhalb Chillicothe, befinden sich zwey parallele Wälle A. dieser Art. Ihre Länge, Höhe und Basis ist so auffallend groß, daß man sie bewundern muß. Die Straße nach Portsmouth am Flusse herab leitet eine beträchtliche Strecke zwischen denselben hindurch, ihre Höhe beträgt mehr als 20 Fuß.

Ihre Richtung ist etwas von Nordost nach Südwest; und zieht sich bis nach einer Anhöhe B, auf der drey sehr große Hügel C errichtet sind.

Der Raum zwischen diesen Wällen ist gleichfalls gestampft und in der Mitte etwas höher. Vielleicht daß bei Todtenfeiern die Prozessionen durch diese Wälle nach den Begräbnißstellen oder Gräbern zogen.

Auf beiden Seiten des Scioto-Flusses ist der Boden außerordentlich fruchtbar; daraus, und aus der großen Menge von Begräbnißhügeln, läßt sich wie anderwärts auf eine starke Bevölkerung schließen.

Diese Wälle, deren man an vielen Plätzen dem Ohio entlang antrifft, leiten gewöhnlich auf eine Anhöhe, wo Grabhügel erbaut sind, und endigen sich vor denselben, oder umfassen sie.

Elfter Abschnitt.

Erdhügel im Flußgebiete des Muskingum.

Die Erdhügel sind von verschiedener Höhe, Basis und Gestalt. Viele haben nur eine Höhe von vier oder fünf Fuß, und 10 — 12 Fuß zum Durchmesser ihrer Grundfläche, während andere zu einer Höhe von 80 — 100 und mehr Fuß steigen, und mehrere Morgen mit ihrer Basis bedecken.

Gewöhnlich ist ihre Gestalt, wenn sie vollendet sind, die eines Kegels. Man findet sie von den Anden des nördlichen Amerikas bis zu dem Alleghanny-Gebirge, und von den Seen Canadas bis zum Meerbusen von Mexiko; und obgleich sie in Norden nur gering an Zahl, und klein von Gestalt, und in Süden in großer Menge und von erhabenem Bau vorkommen, so zeugen sie doch alle vom gemeinsamen Ursprung.

Die meisten Hügel am Muskingum, welche weder zahlreich noch besonders merkwürdig sind, wollen wir der Kürze halber übergehen. An den Ursprungswassern des Jonathans-Baches in der Grafschaft Morgan finden wir mehrere, welche eine Lage von wohlgebrannten, vier und fünf Quadratzolle haltenden Backsteinen zu ihrer Grundlage haben, auf der Holzkohlen, Schlacken, Asche und Stücke von kalzinirten Menschenknochen lagen. Das Verbrennen der Todten war also auch Sitte dieser alten Völker.

Am Muskingum weiter herab gelangen wir wieder zu den Werken von Marietta, deren Hügel wir hier beschreiben müssen.

In einer Straße von Marietta am Rande der Ebene in der Nähe der Fortificationen fand sich ein Erdhügel, der vor kurzer Zeit weggeräumt wurde und folgende Gegenstände enthielt, die mit dem Leichnam des Verstorbenen beigesetzt worden waren.

Unmittelbar neben dem Körper lagen drey große runde Buckeln, oder Zierrathen eines Schwerdtgürtels, oder eines Schildes.

Sie sind von Kupfer, mit einer starken silbernen Platte überzogen. Ihre äußere Seite ist ein wenig konvex, mit einem tiefen Eindruck in der Mitte; der Durchmesser von beiden beträgt 2 ¼ Zoll. Auf der Rückseite an der Vertiefung befand sich ein Stift oder Nagel von Kupfer, mit dem zwey kleine besondere Scheiben vom nämlichen Metall zusammenhingen, wodurch sie an ein ledernes Band befestigt werden konnten. Zwey kleine Stückchen Leder steckten noch zwischen zwey solchen Platten, sie waren sehr verwittert, und das Kupfer ganz von Oxyd durchfressen. Das Silber war schwarz angelaufen, erhielt aber durch Reiben und Reinigen sein ursprüngliches Ansehen wieder. Zwey dieser Beschläge sind noch ganz und wohlerhalten, das dritte aber zerfiel in Stücke. Um den Nagel oder Stift des einen war etwas Hanf oder Flachs gewickelt, welches noch in ziemlich gutem Zustande jedoch unkenntlich war.

Die erste Figur auf der 9ten Tafel, zeigt die vordere Ansicht der silberplattirten Zierrathe, und Figur 2 die kupferne Rückseite, beide in ⅔ ihrer natürlichen Größe.

Nahe an der linken Seite des Körpers fand man eine Röhre von Silber, welche der obere Theil einer Schwerdtscheide zu seyn schien, sie war 6 Zoll lang, 2 Zoll breit und wog eine Unze. Dieses Stück hat weder erhabene noch vertiefte Figuren, sondern nur drey Kanten der Länge nach, welche vielleicht zu der Klinge paßten. Es scheint durch vier Stifte, wovon die Spuren noch zu sehen sind, an die Scheide befestigt gewesen. Dabei lagen 4 Stücke kupferner flacher Röhren, welche mit Eisenoxyd ausgefüllt waren, in welches wahrscheinlich die Klinge übergegangen ist. Sie bildeten ihrem Ansehen nach das untere Ende der Scheide. — Figur 3. auf Tafel 9. zeigt dieses Stück auf der vorderen und die 4te Figur auf der Rückseite.

Zu den Füßen des Körpers lag ein länglicht rundes Stück Kupfer, 6 Loth schwer, welches vielleicht als Zierrath gedient hat; nahe an einem Ende desselben befindet sich eine Kerbe, in welche wahrscheinlich der Strang oder Riemen, an dem es getragen wurde, befestigt war. Es ist rund, 2½ Zoll lang, ein Zoll im Durch-

messer im Mittel, und $1/2$ Zoll an jedem Ende. Es war ganz von Oxyd überzogen, und bedeutend zerfressen. Ein Stück von rothem Eisenocker, oder rother Farbe, und ein Stück Eisenerz zum Theil etwas verglast, fand sich dabey. Das Erz hatte beinahe das spezifische Gewicht des Eisens. Die 5te Figur Tafel 9 zeigt das Bild des kupfernen Zierathes in $2/3$ seiner natürlichen Größe.

Der Leichnam ruhte auf der Oberfläche des Bodens, und lag auf dem Rücken, mit dem Kopfe nach Nordost und mit den Füßen nach Südwest. Die Stücke von Holzkohlen und halbverbrantem Holze, die schwarze Farbe der Erde und Steine giebt zu erkennen, daß der Leichnam verbraunt worden sey, und daß, da die Asche noch heiß war und rauchte, ein Kreis von dünnen flachen Steinen um und über die Knochen gelegt, und dann die gewöhnliche Erde aufgeschüttet wurde. Der Durchmesser des Kreises beträgt 8 Fuß, die Steine desselben sind noch schwärzlich vom Feuer, und scheinen den Kern des Hügels gebildet zu haben. Zur Zeit als dieser Hügel geöffnet wurde, hatte er eine Höhe von 6 und einen Durchmesser von 35 Fuß, wahrscheinlich war er im Anfange bedeutend höher. Als die Gegend von Marietta zuerst von den Weißen angebaut wurde, befanden sich schwere und große Bäume auf dem Hügel, deren Wurzeln weiter als in die Mitte desselben reichten. Sie verriethen bei ihrer Fällung durch ihre Jahrringe ein Alter über 500 Jahre. Die Knochen waren sehr beschädigt und die meisten zerfielen in Staub; aus der Länge von einigen schloß man auf eine 6 Fuß große Person. In der Beschaffenheit der Knochen fand man keine besondere Abweichung, ausgenommen, daß die Schenkelknochen auffallend dick waren.

Die 6te Figur Tab. IX zeigt einen Stein, von 14 Zoll Länge, großer Härte, feiner Politur, mit sieben Löchern der Länge nach in seiner Mitte durchbohrt. Er wurde in der Nähe des eben beschriebenen Hügels gefunden.

In einem abgetragenen Hügel am kleinen Muskingum-Flusse, ohngefähr eine Stunde Weges von Marietta, wur-

den einige Stücke Kupfer gefunden, die man für Stirnplatten eines Helmes halten könnte; eine derselben war ohngefähr 1 Zoll lang und 4'' breit, und zeigte Spuren ehemaliger Befestigung an Leder. Es war eine dünne sehr zerfressene Platte. In demselben Hügel fand sich ein ähnliches Beschläge, wie die erste Figur eines darstellt. Nur ein Skelet lag darin, die Knochen waren alle schlecht erhalten, bis auf einen Theil des Vorderkopfes und Schädels, der unter den Kupferplatten lag und von Kupferoxyd grünlich gefärbt war. Die Größenverhältnisse dieses Hügels entsprechen dem von Marietta. — Töpfer-Geschirr und Scherben davon findet man allenthalben in und um diese alten Werke, ihre Zusammensetzung besteht aus zerstoßenem Hornstein und Thon, es ist gewöhnlich gebrannt und im Wetter ausdauernd, dagegen Töpferwaaren der Indianer und ihrer Vorfahren, die man gleichfalls häufig findet, selten oder gar nicht gebrannt sind und aus gestoßenen Muschelschalen und Thon bestehen, welche die Witterung gar nicht ertragen.

Zwölfter Abschnitt.

Erdhügel im Flußgebiete des Scioto.

Zu Columbus befanden sich mehrere Hügel, einer stand auf einer Anhöhe in der Hauptstraße; bei seiner Wegräumung entdeckte man eine Menge Menschenknochen, und unter wenigen andern Artikeln einen Stein, worauf das Bild einer Eule zwar rauh, doch sehr treffend eingearbeitet war. In einem andern Theile der Stadtanlagen wurde auch ein Hügel abgegraben und so wie der vorhergehende zu Backsteinen verwendet. In ihm fand man einen großen Haufen Menschenknochen ohne Ordnung durcheinander liegend.

Durch die fruchtbaren Gegenden des Scioto herab stoßen wir häufig auf Hügel und kleinere Werke, von weniger Bedeutung, bis wir nach Circleville kommen, dessen Werke zwar schon erwähnt, seine Hügel uns aber noch zu

beschreiben sind. Im Mittelpunkte des runden Werkes war ein Hügel von Erde, ohngefähr 12 Fuß hoch und mehrere Ruthen im Durchmesser; auf seiner Ostseite befand sich ein halbkreisförmiges Pflaster, welches zu seinem halben Durchmesser 6 Ruthen hatte. Dieses Pflaster bestand aus Flußgeschiebe, welches aus dem Scioto herbeygebracht worden. Die obere Fläche des Hügels hatte nahe an 30 Fuß Durchmesser; nach ihr führte gleichfalls von der Ostseite her eine kunstmäßige gepflasterte Ascente; ein Theil dieses halbkreisförmigen Pflasters und des Weges durch dasselbe bis zur Ascente des Hügels ist immer noch sichtbar, ob er selbst gleich schon längst abgetragen ist.

Folgende Entdeckungen wurden bei Abtragung des Hügels gemacht. Man fand zwey menschliche Skelette auf der Oberfläche des ursprünglichen Grundes liegen, eine große Menge steinerner Pfeil- und Lanzenspitzen, den Griff entweder eines Schwerdtes oder großen Messers, von Elennhorn gemacht. Am Ende desselben Griffes, wo die Klinge hineingeschoben wurde, war ein silberner Ring und Platte, welche zwar schwarz, doch unversehrt war. Das Loch im Griffe wodurch die Klinge ging, war zu sehen, allein von der Klinge selbst nichts zu entdecken, ausgenommen eine Menge Eisenoxyd, in welches sie übergegangen seyn mag. Ferner fanden sich viele Holzkohlen und Asche, von wohlgebrannten Backsteinen eingekreißt. Die Skelette scheinen einem sehr starken Feuer ausgesetzt gewesen, welches die Knochen beinahe ganz verzehrte. Das eine lag gegen 20 Fuß südwärts vom Mittelpunkte des Hügels, und das andere so weit nordwärts von demselben; bei diesem fand sich ein großer Spiegel von 3 Fuß Länge, 18 Zoll Breite, und 1½ Zoll Dicke, von Micamembranacea oder Marienglas, und darin eine eiserne Platte, die ganz in Oxyd verwandelt war, und bei dem Graben von einem unvorsichtigen Arbeiter zerstoßen wurde. Auch dieses Skelet war dem Feuer ausgesetzt wie das vorige, und hatte eine beträchtliche Menge Kohlen und Asche um sich.

In südwestlicher Richtung, ohngefähr 40 Ruthen von diesem Hügel stund ein anderer, der eine Höhe von mehr als

90 Fuß hatte. Dieser scheint eine allgemeine Begräbnißstelle gewesen, denn es befinden sich in demselben eine außerordentliche Menge von Menschenknochen, die Erwachsenen und Kindern zugehörten. Die Skelette lagen horizontal, mit ihren Köpfen zunächst am Mittelpunkte und mit den Füßen nach der Aussenseite. Ferner fand man darinn steinerne Aexte, steinerne Messer, verschieden Zierrathen mit Löchern, durch welche Stränge gezogen wurden, um sie tragen zu können.

Auf der Südseite des Hügels in nicht großer Entfernung war ein halbkreisförmiger Graben, der im Anfang gegen 6 Fuß tief seyn mochte. Als man auf seiner Sohle nachgrub, fand man eine große Menge von Menschenknochen. Diese Knochen mochten von gefallenen Kriegern herrühren, denn es waren Reste von lauter erwachsenen Personen, auch lagen sie so in Unordnung, als wären sie in der Eile verscharrt worden.

Die übrigen aufgefundenen Artikel sind von keinem besondern Werthe, jedoch fanden sie sich zahlreich und bei jedem Skelette.

In einem andern ohngefähr eine Meile von hier entfernten Hügel ward ein steinernes Postament gefunden, welches Fig. 7. in der Hälfte seiner natürlichen Größe abgebildet ist.

Je weiter wir am Scioto herabkommen, desto höher und größer werden die Hügel. Die merkwürdigsten sind jedoch abgegraben und verschwunden; die Beschreibung derselben ist schon zum Theil in der Abhandlung der Werke gegeben.

In einem abgegrabenen Hügel, der in der Mitte der Stadt Chillicothe stand, fand man Folgendes. Ohngefähr 20 Quadratfuß der Oberfläche des natürlichen Bodens waren abgeebnet und mit Rinde überlegt, mitten darauf ruhte ein menschliches Skelet, über welches eine von Bast oder zarten Binsen geflochtene Matte ausgebreitet war. Auf der Brust hatte es ein Stück Kupfer, von der Form eines Kreuzes, welches ganz von Rost zerfressen war, nebst einem steinernen Zier-

rath, welcher an den Enden 2 Löcher hatte, durch welche ein Strang ging, woran er von dem Eigenthümer um den Nacken gehängt wurde. An diesen Strang, der aus einer Sehne oder einen Darm bestand, war eine Menge Korallen gereiht, entweder von Horn oder Knochen, denn Strang und Korallen waren in sehr schadhaftem Zustande. Die Zeichnung des steinernen Zierathes 1/2 der natürlichen Größe giebt Fig. 8. Tab. IX.

In der Nähe von Chillicothe will man bei Wegräumung eines kleinen Hügels auch einen Schmuck von feinem Gold in den Handknochen eines Skelets gefunden haben, der sich jetzt im Museum zu Philadelphia befinden soll. *)

Dreizehnter Abschnitt.

Erdhügel im Flußgebiete der beiden Miami.

In den Gegenden der beiden Miamis befinden sich noch andere alte Werke, vorzüglich in der Nähe von Cincinati, im Flächenraum der Stadt selbst, deren Bau aber die alten Denkmähler vernichtet hat. Nur eine Zisterne von 12 Fuß Tiefe und 50 Fuß im Durchmesser ist noch erhalten. Ihre Einfassung ist dammförmig, bis jetzt aber noch nicht hinlänglich untersucht. Auf der Ebene vor Cincinnati befinden sich 4 Hügel, der größte steht 88 Ruthen in westlicher Richtung von der Stadt, und ist von einem kreisförmigen Wall eingeschlossen. Im Jahr 1794. diente er zu einem Beobachtungs-Posten im Kriege gegen die Indianer. Er war damals 38 Fuß hoch, jetzt kaum 28. Er hat die Gestalt einer regelmäßigen Elipse, deren Durchmesser sich wie 2 : 1 verhalten.

---

*) Zu Blacksburg in Virginien, 80 Meilen von Marietta, wurde vor nicht langer Zeit das Bruchstück eines stählernen Bogens gefunden, woraus man schließt, daß der ganze Bogen wenigstens 6 Fuß lang war.

A. d. Verf.

Der Umkreis seiner Basis beträgt 440 Fuß. Die Erde ist auf 7 — 8 Ruthen um ihn her beträchtlich abhängig, und das Lehm-Lager ziemlich dünner als in einiger Entfernung. Daher scheint es, daß der Grund zu seiner Erbauung vom Boden gleichförmig aufgeschöpft wurde, welches auch sein innerer Bau zu bestätigen scheint. Bei der Durchgrabung dieses Hügels bis in seine Mitte fand man, daß er aus Lehm bestand, der nach und nach in die Dammerde sich umänderte, und viel verfaultes Holz enthielt. Das fernere Resultat dieser Untersuchung waren einige zerstreute, vermoderte Menschenknochen, ein halbes Hirschgeweihe und ein Scherben von gebranntem Geschirre mit einigen Muschelschalen.

Vier und zwanzig Ruthen nordostwärts von diesem Hügel steht ein anderer, dessen Höhe 10 Fuß beträgt. Seine Gestalt ist rund, oben flach. Auch dieser wurde bis in seine Mitte durchgraben, man fand in ihm nichts als einige Bruchstücke menschlicher Knochen, und einige Händevoll kupferne Korallen, die an einem Strange angereiht waren.

Im Kreuze der Dritten- und der Maine-Straße von Cincinnati stund ein Hügel 8 Fuß hoch, 120 Fuß lang und 60 Fuß breit, in Form eines vollkommenen Ovals welches mit seinen Durchmessern gerade nach den 4 Weltgegenden gerichtet war. Bei seiner Abtragung wurde auf Structur und Inhalt besonders geachtet; das erste aufgeschichtete Lager bestund aus Grussand, der in und nach der Mitte zu immer höher aufgeschüttet war; das nächste bestand aus grobem Flußgerölle, in gleichförmiger Lagerung dick aufgeworfen. Das letzte Lager bestand aus Lehm und Grund. Diese Lagerungen waren ununterbrochen, und wurden dann erst aufgehäuft, als die beabsichtigten Gegenstände an ihren gehörigen Platz beigesetzt waren. Die merkwürdigsten derselben sind folgende:

1. ein kleines ovales Stück Kupferblech, mit 2 Löchern.

2. ein größeres länglicht 4eckiges Stück von gleichem Metall mit Vertiefungen und Erhöhungen der Länge nach.

3. Stücke von Granit, Bergkrystall, Jaspis u. s. w. von Cylindrischer Form, in der Mitte dicker, und an einem Ende mit einer kreisförmigen Kerbe.

4. Eine Quantität Marienglas. (Ward auch schon in andern Hügeln gefunden, vertritt wahrscheinlich die Stelle der Spiegel.)

5. Ein rundes Stück Gagat, mit einem großen Loche in der Mitte.

6. Ein kleineres diesem ähnliches Stück von Thon gebrannt.

7. Eine Quantität Bleyerz (Galena), auch schon in andern Hügeln gefunden.

8. Ein Knochen mit verschiedenen krummen Zügen, vielleicht eine Art von Zierrath.

9. Eine geschnitzte Darstellung des Kopfes und Schnabels eines Raubvogels, vielleicht eines Adlers.

10. Verschiedene große Seemuscheln, am Rande zum Gebrauche abgeschliffen, im Zustande höchster Verwitterung.

11. Eine Menge Korallen, oder Stückchen von kleinen hohlen Röhren von Knochen, Horn, oder Muscheln.

12. Ein Fangzahn eines fleischfressenden Thieres, wahrscheinlich eines Bären.

13. Menschenknochen von verschiedener Größe, manchmal in rauhe Steinbehälter eingeschlossen, manchmal bloß mit der Erde untermischt und mit einer Menge Aschei und Holzkohlen umgeben. Im ganzen Hügel befanden sich ohngegefähr 30 Skelette.

14. Verschiedene Gegenstände von Kupfer; einer derselben besteht aus 2 Paar runden konkaven und konvexen Platten, die Innseite eines jeden Paars ist mit einem hohlen Cylinder, gleichsam als einer Axe verbunden, mit etwas umwickeltem Garne; das Ganze fand man von den Knochen einer Mannshand umfaßt. Verschiedene andere Dinge, diesen

ebenbeschriebenen gleich oder ähnlich, wurden sonst noch in der Gegend gefunden. Die kupfernen Geräthe waren von grünem Oxid überzogen. Dieses Metall hatte ein spezifisches Gewicht von 7,545 und 7,847., und zeigte die Härte des gewöhnlichen Kupfers.

Wenige oder keine der Werke an der großen Miami sind militairischen Zweckes. Daß sie auf Hügeln und Anhöhen erbauet sind, ist noch kein gültiger Beweis dafür, wohl aber geben sie deutlich zu erkennen, daß sie zu religiösen Absichten erbauet wurden.

Daß die Gegenden an den beiden Miami-Flüssen nicht so stark bevölkert waren wie andere, läßt sich aus der geringen Anzahl, Größe und Ausdehnung der dortigen Werke schließen. Die Alten zogen wahrscheinlich die herrlichen Hochebenen und die sanfthüglichten Landschaften an den Ufern des Scioto, den niedrigen, feuchten und holzmangelnden Gegenden der beiden Miamis vor.

Vierzehnter Abschnitt.

Steinhügel im Staat Ohio.

Zweier Steinhügel ist bereits bei dem alten Steinwerke in der Grafschaft Perry Erwähnung geschehen, sie sind lange nicht so häufig wie die Hügel von Erde. In der Nähe des Liking-Flusses bei Newark befindet sich einer, ein anderer an einem Arme des Hargus Baches in der Grafschaft Fairfield einige Meilen von Circleville, und mehrere andere unfern von Chillicothe.

Wurden diese Steinhügel als ungewöhnliche Begräbnißplätze für ausgezeichnete Männer errichtet, so sind sie zugleich als Monumente zu betrachten, die auf irgend große und wich-

tige Vorfallenheiten in der Geschichte der Alten Bezug hatten. In den ersterwähnten befanden sich gewöhnlich 1 — 2 Skelette, in den letzten keine. Ihre Gestalt ist denen von Erde gleich; die Steine sind gewöhnlich dünn und flach und tragen keine Spur irgend einer Bearbeitung an sich. Man fand in ihnen Urnen, Zierathen von Kupfer, Pfeil- und Lanzenspitzen von diesem Metall, Hacken und Hauen von Hornblendegestein u. s. w.

Auf dem westlichen Rande der Ebene, in der Nähe der alten Werke am Paint-Bach, ward ein solcher Steinhügel weggeräumt. Auf der natürlichen Oberfläche des Bodens kamen drei von Erde aufgeworfene gewöhnliche Grabhügel zum Vorschein, die Erde ward weggehoben, worauf man bei jedem auf einem großen flachen Stein stieß, unterdem sich ein Behälter befand, dessen 6 Fuß lange und 5 Fuß hohe Seiten-Wände mit dünnen Steinplatten ausgelegt und wohlgefügt waren. Eben so waren die kurzen Seiten oben und unten beschaffen; in jedem Behälter lag ein Skelet. Es ist wahrscheinlich, daß diese Art von Alterthümern den Vorfahren der jetzigen Indianer angehören, sie finden sich im Staate von Kentuky häufiger, als in dem Staate Ohio. Außer den Skeletten, deren Knochenbildung der Indianischen gleich kommt, fand man in diesen Gräbern keine anderen Gegenstände.

Fünfzehnter Abschnitt.

Grabhügel in den Staaten Pensylvanien, Virginien, Illinois, Missuri, Tennesie, Arkansa, Mississippi und Luisiana.

Außerhalb dem Staate Ohio finden wir die Erdhügel schon an den Ursprungswassern des Aleghanny-Flusses und der Monongahela, (Monongăhelă) dort beginnen sie mit

unanscheinlicher Größe und geringer Zahl, diese aber wächst bis zur Vereinigung dieser beiden Flüsse im westlichen Pensilvanien, von wo sie auffallend schnell am Ohio Flusse herab zu nehmen und am Gräber-Bach eine außerordentliche Höhe und Ausdehnung erreichen.

Ein Theil Pennsylvaniens liegt auf dem westlichen Abhang des Alleghany-Gebirges, und gränzt an den Staat Ohio. Die Alterthümer, die man hier findet, gehören also dem Völkerzuge im Stromgebiete des Ohio an. Vier amerikanische Meilen von Meadville, unterhalb der Stadt, befinden sich die Reste von sieben alten Werken, meist auf der Ostseite der French-Bach, von verschiedener Größe. Das kleinste umfaßt kaum einen halben, das größte ohngefähr sieben Morgen Landes. Eine Meile von diesem Bach entfernt, steht auf einer Hochebene an der östlichen Bank ein anderes von unbedeutender Größe, und mehrere viereckige rechtwinklichte Redouten; zwei davon, von geringer Ausdehnung stehen auf dem westlichen Ufer des Baches und 2 andere gleichfalls auf einer Hochebene, auf beiden Seiten des kleinen Van Horn's Baches. Die Wälle sind nur 2 Fuß hoch und 3 Fuß breit, auf der Außenseite befinden sich Gräben. In der Nähe dieser Werke war ein Hügel von Erde, welcher nach und nach abgetragen wurde, seine Höhe betrug 8 Fuß. Man fand in seinem Innern Menschenknochen und Pfeilspitzen *).

*) In einer Entfernung von 28 Meilen in südöstlicher Richtung, fließt, der Oelbach (oil creek) durch eine Ebene. Auf seiner Oberfläche schwimmt eine beträchtliche Menge Naphta, hier Seneca-Oel genannt; welchen Namen es von dem Stamme der Seneka-Indianer erhielt. Am Rande des Baches sind eine Menge langer viereckiger Gruben angelegt, in welche sich das, aus dem Boden sikernde Oel sammelt. Einige dieser Gruben sind von unbekanntem Zeitalter. Dieser Bach ergießt sich ohngefähr 33 Stunden oberhalb Pittsburg in den Alleghany Fluß. In einer solchen Grube können einige Gallionen dieses Bergöls in einem Tage gesammelt werden. Es ist seit einiger Zeit ein einträglicher Handelsartickel. —

In der Grafschaft Venango, 40 Meilen von Meadville befindet sich eine Oeffnung in einem Felsen, welche von den Se-

Ohngefähr 11 amerikanische Meilen unterhalb dem Städtchen Wheeling (Wieling) im Staate Virginien, liegt eine etwa 2 Quadratmeilen große Ebene, genannt die Ebene des Gräberbaches. Am südlichen Ende derselben ergießt sich der große Gräberbach in den Ohio, und durch ihre Mitte fließt der kleine nach demselben. Die ganze Ebene besteht aus dem sogenannten 2ten Flußboden, und ist ein aufgeschwemmtes Stück Land. Zwischen dem großen und kleinen Gräberbach, eine Viertel-Meile vom Ohio befinden sich verschiedene alte Werke, von geringem Ansehen und Umfang, desto merkwürdiger sind die Hügel, welche besondere Aufmerksamkeit verdienen.

In einem derselben, der schon geraume Zeit geöffnet ist, fand man gegen 60 kupferne Korallen; das Kupfer hierzu war aus grobem rauhen Draht ausgehämmert, in ungleich lange Stücke zerschnitten und auf eine ungeschickte Weise zusammen gelöthet, so daß manchmal ein Ende mit dem Mittelpunkte zusammenhängt und das andere Ende heraussteht. Sie sind ganz von grünem Roste überzogen, und zeigen auf dem frischen Bruche eine gewöhnliche Kupfer-Farbe.

Das große Grab wie, es genannt wird, steht ohngefähr 1/4 Meile vom Ohio, beinahe in der Mitte beider Bäche, die hiervon ihre Namen haben. Dieser Todtenhügel ist unstreitig eines der merkwürdigsten Ueberbleibsel des unbekannten Volkes. Der Umkreis seiner Basis beträgt 900 Fuß, sein Durchmesser beiläufig 300, und seine Höhe 95 Fuß, welche aber zur Zeit der Erbauung unstreitig höher gewesen ist. Der Durchmesser des obern

---

ca-Indianern Ie-und-jau-koi-und genannt wird, welches in ihrer Sprache Grundloch bedeutet, diese Oeffnung ist ohngefähr 4 Fuß lang und 1 Fuß breit. Ihre Tiefe ist sehr beträchtlich, und enthält Wasser. Die Ausdünstung ist Fäulniß erregend. Innerhalb 8 — 10 Stunden geht ein hineingehängtes Stück Fleisch ganz in Verwesung über. Der Sage der Indianer nach sollen mehrere solche Löcher sich in der Gegend befinden.

A. d. Verf.

flachen Kreises hat 45 Fuß. Die Mitte desselben ist bis auf einen äußern Rand von 7 — 8 Fuß Breite kreisförmig eingesunken. Bei vielen andern Hügeln trifft man ähnliche Vertiefungen an, daß man daraus schließen möchte diese Vertiefungen seyen in den Hügeln aufgelassen worden, bis sie ihren bestimmten Inhalt aufgenommen hatten, worauf sie erst völlig zugeflächt wurden. Auf dem obern Rande dieses Hügels steht eine sehr große Buche, deren Rinde Anfangsbuchstaben vieler hier gewesenen Personen enthält.

Der Eigenthümer des Landes und Hügels erlaubte die Untersuchung so weit, bis man entdeckt hatte, daß er die Knochen von mehreren Tausend Menschen enthielt.

Auf beiden Ufern des Ohio erscheinen die Hügel immer auf den höchsten alten Ufern errichtet, ihre Menge und Umfang wird immer bedeutender, bis zur fernen Mississippi hinab, wo sie am größten vorkommen. *)

Man findet sie sowohl als die Werke beinahe immer an den Vereinigungen zweier Flüsse, an den tauglichsten Plätzen zu Städte-Anlagen und auf den fruchtbarsten Landstrichen. Ihre Zahl steigt weit über dreitausend, wovon der kleinste nicht weniger als 25 Fuß Höhe und hundert Fuß Durchmesser hat. In Betracht dieser außerordentlichen Menge und der manchmal erstaunenswerthen Größe der Hügel, kann man muthmaßen, daß die Bevölkerung dieser Gegenden vielleicht die zahlreichste in Nordamerika gewesen. Denn für diese Annahme sind die Hügel die besten Beweise, sie kommen nur in den fruchtbarsten Gegenden vor, wie z. B. an der Mündung des Ohio bis hinauf zum Illinois-Fluß, und auf der Westseite von St. Francis bis zum Missouri, auf der Ostseite der Mississippi, beinahe St. Louis gegenüber

---

*) Der Verf. braucht den Flußnamen Missisipi weiblich, weil man nach seiner mündlichen Versicherung, für den Fluß das Pronomen she gebraucht. Der Artikel the ist bekantlich generis omnis.
A. d. Herausg.

findet man Spuren, von zwei großen alten Städten, in einer Entfernung von 5 Meilen von einander, sie liegen am Cahogia-Flusse, welcher den fruchtbaren Landstrich, der amerikanische Boden genannt, durchfließt. Einer dieser Erdhügel hat 2400 Fuß zu seinem Umkreis, und 110 Fuß zu seiner Höhe. Ein anderer bei New-Madrid hat einen Umkreis von mehr als 1050 Fuß, und ohngefähr 350 Fuß Durchmesser.

An der Mündung des Cahogia Flusses befinden sich zwei bedeutende Gruppen dieser Hügel und 20 Meilen an der Mississippi abwärts ebenfalls, jedoch sind die Hügel von anderer Größe. Bei Washington, im Staate Mississippi, steht einer von 146 Fuß Höhe, zu Baton Rouge, Bajon Manchac, in der Louisiana befinden sich mehrere, von denen einer am See aus lauter Muschelschalen besteht, deren die dortigen Anwohner schon eine große Menge zur Benutzung auf Kalk weggeführt haben.

Auf dem westlichen Ufer der Mississippi zu St. Genevieve sind auch mehrere, desgleichen auf der Bank eines Sees, an der Mündung des Merameg; zu St. Louis, sind sie besonders zahlreich; die große Gruppe von Hügeln, die sich unmittelbar nördlich von genannter Stadt befindet, zählt 27 von verschiedener Größe und Gestalt, beinahe in einer Reihe von Norden nach Süden. Ihre gewöhnliche Form ist ein langes Viereck, ihr Boden ist das zweite Ufer des Flusses. Wir wollen ihre Maaße nach der Aufnahme des Majors Long hier mittheilen der auch bemerkt hat, daß eine Meile westwärts noch mehrere große Hügel angetroffen werden. *)

---

*) Nr. 1 u. 2.) ist ein Viereck, mit einer in demselben eingeschnittenen Ascente, die nach und nach auf die obere Ebene führt, es hat zu seiner

Basis	50	Fuß
Höhe	5	„
Entfernung von der spanischen Bastion	259	„
3) Ein langes Viereck, dessen Longitudinal-Basis beträgt	114	„

Begräbnisse der Alten sind in der Gegend von St. Louis außerordentlich häufig, jedoch nicht in unmittelbarer Nähe der

---

Breite Basis . . . . 50 Fuß
Länge der oberen Ebene . . . . 80 ⸗
senkrechte Höhe . . . . 4 ⸗
Entfernung von Nr. 2 Nördl. . . . . 115 ⸗

4) Ein langes Viereck
Longitudinal Basis . . . . 84 ⸗
obere Ebene . . . . 45 ⸗
senkr. Höhe . . . . 4 ⸗
Distanz von Nr. 3 . . . . 251 ⸗
Nr. 2. 3. 4 sind jedes ohngefähr 70 Fuß von der 2ten Bank des Flusses entfernt.

5) Ein langes Viereck
Längen⸗Basis . . . . 81 Fuß
Obere Ebene . . . . 35 ⸗
senkr. Höhe . . . . 4 ⸗
Entfernung, westlich von Nr. 4. . . . . . . 155 ⸗

6) Ist in seiner Gestalt von den Vorhergehenden verschieden, und heißt in der gewöhnlichen Sprache der dortigen Einwohner „der fallende Garten". Dieser Hügel hat drei Terrassen, alle von gleicher Länge, und gleicher parallelogramischer Gestalt. Die oberste Ebene gränzt, wie die 5 nachfolgenden Hügel an den Rand der 2ten Bank des Flusses, die 2te und 3te Terrasse liegen in ihrer Folge in gleicher Böschung mit dem Ufer, sind für sich horizontal, und mit einander durch steile Ascenten verbunden.
Longitudinal Basis . . . . 114 Fuß
Obere Ebene . . . . 88 ⸗
Querbasis der 1ten Terrasse . . . . 30 ⸗
Höhe derselben . . . . 5 ⸗
Böschung der 2ten Terrasse . . . . 34 ⸗
Querlänge . . . . 51 ⸗
Böschung der 3ten Terrasse . . . . 30 ⸗
Querlänge . . . . 87 ⸗
Abhang des natürlichen Gehänges. . . . . . . 19 ⸗

7) Wie die 3 folgenden, von konischer Gestalt
Entfernung nördlich . . . . 95 ⸗
Basis . . . . 83 ⸗
Obere Ebene . . . . 34 ⸗
Höhe . . . . $4\frac{1}{2}$ ⸗

9) Entfernung nördlich . . . . 94 ⸗
Basis . . . . 98 ⸗
Ebene . . . . 31 ⸗

Stadt, am zahlreichsten sind sie in den benachbarten Hügeln des Merameg Flusses und auf der Nordseite des Missuri

---

Höhe	5 Fß.
9) Entfernung etwas nördlich	70 „
Basis	114 „
Ebene	54 „
Höhe	55 „
10 Entfernung ohngefähr nördlich	74 „
Basis	91 „
Ebene	34 „
Höhe	9 „
11) Beinahe ein Viereck mit einer großen obern Ebene, auf deren S. W. Ecke jetzt ein Backsteinhaufen erbaut ist. Die östliche Seite scheint mit den vorhergehenden Hügeln zu korrespondiren.	
Entfernung	188 Fuß
Basis	188 „
Obere Ebene	107 „
Höhe, Westseite	5 „
Südseite	11 „
Ostseite	18 „
12) Beinahe ein Viereck ein wenig westlich und nördlich von Nr. 2. und entfernt von diesem	30 Fuß
Basis.	129 „
Ebene	50 „
Höhe	10 „
13) Ein Parallelogramm in querer Lage gegen die Gruppe	
Entfernung	30 „
Entfernung von Nr. 5 nördl. und Nr. 10 westl. . .	350 „
Longitudinal Basis	214 „
„ „ Ebene	134 „
Querbasis	188 „
„ Ebene	97 „
Höhe	12 „
14) ein Hügel von convexer Gestalt westl. . . .	55 „
Basis	95 „
Höhe	6 „
15) zusammen mit den drei folgenden mehr oder weniger viereckig.	
Entfernung N. W.	117 Fuß
Basis	70 „
Höhe	4 „
16) Entfernung N.	103 „
Basis	124 „
17) Entfernung nördl. l.	78 „
Basis	82 „
18) Entfernung N. N. O.	118 .
Basis	77 „

Wir wollen auch hierüber den Bericht des Majors Long hersetzen.

Fünfzehen Meilen von der Mündung des Merameg, entdeckte man eine große Menge Gräber, sowohl am Ufer desselben, als auch an den benachbarten Bergen. Man urtheilte

---

Die Hügel von Nr. 14—18 incl. beschreiben eine krumme Linie, welche in ihrer Fortsetzung die großen Hügel von 15 und 19 berühren würde.

19) ist ein großer rechtwinklichter Hügel in querer Lage gegen die übrigen, und mit Nr. 13 korrespondirend und beinahe mit der Hauptlinie von Nr. 2—11 in einer Reihe.
Entfernung N. N. W. von Nr. 13 . . . . . . 484 Fuß
" " O. N. O. " " 18 . . . . . . 70 "
Basis . . . . 187 "
Ebene . . . . 68 "
Höhe . . . . 23 "

20) Eine kleine Erhöhung von 2 Fuß und 15—20 Fuß im Durchmesser

21) mit dem vorhergehenden gleich westl. von Nr. 15
Basis . . . . 25 Fuß

22) Ein Viereck, westl. von Nr. 16. . . . . . 319 "
Basis . . . . 73 "

23) Ein Hügel von beträchtlicher Größe, dem man aber wegen der Dichtheit und Verworrenheit des Gebüsches sich nicht nähern kann. Er korrespondiert mit Nr. 25.

24) Ein irregulärer Hügel
Höhe . . . . 12 Fuß
Basis . . . . 145 "

25) Entfernung etwas N. O. . . . . . . 114 "
und diese Richtung eine Strecke von 132 Fuß verfolgend, gelangt man zu einer Erhöhung an seinem Rande, diese Beschaffenheit hat er mit Nr. 24 sie ist als Nr. 26 aufgenommen.

26) Basis . . . . 89 Fuß
Höhe . . . . 12 "
Entfernung W. N. W. von Nr. 26 . . . . 538 "

27) Ist der größte Hügel von ziemlich verlängerter Ovalform mit einer großen Ascente auf der Ostseite.
Entfernung von Nr. 26 nördl. . . . . . 1463 Fuß
Längster Durchmesser unten . . . . . . 319 "
" " oben . . . . 136 "
Kurzer Durchmesser unten . . . . 158 "
" " oben . . . . 11 "
Ascente . . . . 79 "
Höhe . . . . 31 "

früher an den Knochen, daß diese eine besonders kleine Menschenrasse gehörten. Diese Gräber erheben sich nicht hügelförmig über die Oberfläche des Bodens, sondern sind blos an zwei vertikalen Steinen, die an beiden Enden des Grabes hervorstehen erkennbar. Nach Wegräumung der darüber liegenden Erdschichte stößt man auf eine Menge flacher, dünner Steinplatten, welche die Höhlung des Grabes auch oben verschließen. Die beiden langen und kürzern Seiten, sind mit genau zusammen gefügten, vertikal stehenden Steinplatten, gleich einer getäfelten Wand verkleidet. Ihre Länge wechselt von drei bis sechs Fuß Die Knochen scheinen in Ordnung, nachdem sie vom Fleische, und einer vom andern abgelöst waren, beigesezt seyn. Diese Sitte der Beerdigung findet heut zu Tage noch bei einigen Indianerstämmen statt.

In einem der geöffneten Gräber fand man die Scherben eines erdenen Gefässes, nebst dem Schädelknochen eines Kindes. In einem andern traf man die Knochen eines, wie es schien, mittelbejahrten Mannes, von gewöhnlicher Größe, in ausgestreckter Lage, jedoch waren sämmtliche Gebeine nicht ganz in natürlicher Ordnung, und hie und da zerbrochen. Ein drittes enthielt zwei Thongefäße, von denen das eine die Gestalt unserer gläsernen Bouteillen, das andere einen weiten Hals hatte und einer Art Urne glich, es enthielt keine Menschenknochen. Auf der Nordseite des Merameg, bei der projectirten Stadt Liliput, befindet sich gleichfalls eine Menge Gräber, welche das dortige Landvolk einer Pigmäenrasse *) von Menschen zuschreibt, deren Gebiß-Bildung zum Ueberdruß noch ohne Zähne und Zungen der Schildkröte gleich gewesen seyn soll. Den Grund zu dieser Sage gab ein ausgegrabener Schädel, in dessen oberer und unterer Kinnlade die Löcher der Zähne gänzlich fehlten. Die Person, der dieser Schädel

*) Andere Gräber dieser Art, welche aber wirklich sehr klein waren, enthielten Gerippe deren Füße von den Knieen an, rückwärts gebogen und unter die Schenkel gelegt waren, welcher Umstand viel oder alles zur Sage der Pigmäen des Weßen verursacht hat.

A. d. Verf.

einst angehörte, verlohr vielleicht früh die Zähne, deren Wurlöcher in der Kinnlade sich nach uud nach mit Knochenmasse ausfüllten und mit denselben verwuchsen. Die Gräber in dieser Gegend sind von der nämlichen Beschaffenheit, wie kurz vorher beschrieben, und scheinen gleichfalls die Ueberreste eines neuern Volkes zu enthalten, als dasjenige war, welches die alten Werke und Hügel errichtete. Auf der obern Ebene des 27ten Hügels bei St. Louis, befinden sich verschiedene Gräber, die den beschriebenen gleichen. Es wurden fünfe derselben geöffnet, aber nur in einem fanden wir etwas, das unsere Aufmerksamkeit erregte. Dies war ein einzelner Zahn einer Art von Ratten, in Gesellschaft mit den Rückenwirbeln und den Rippen einer Schlange von mittlerer Größe, welche noch in gutem Zustande waren. Ob dieses Thier von dem Errichtern des Grabes hineingebracht wurde, oder ob es sich durch irgend eine Oeffnung von außen herein arbeitete, kann nicht dargethan werden. Diese Knochen gehören wahrscheinlich der Species der Crotalus an. Es ist bekannt, daß jetzt noch verschiedene Indianer-Stämme diesem Thiergeschlechte besondere Ehrerbietung erweisen und der Umstand der Entdeckung dieser Knochen an diesem Orte macht es einigermaßen wahrscheinlich, daß Klapperschlangen von den frühern Indianern göttlich verehrt, und nach ihrem Ableben beigesetzt wurden.

Auf den Sawannen der Illinois, St. Louis gegenüber, trifft man eine große Menge alter Hügel an, in einem Umkreis von ohngefähr fünf Meilen, befinden sich mehr als 75 derselben. Vor wenig Jahren nahmen die Mönche von La Trappe den größten derselben, und die umliegende Gegend in Besitz. Das dichte Gestrüppe womit es bewachsen ist, macht einen genauern Bericht unmöglich.

Ein Hügel am schwarzen Flusse (Black-river) hat zwei Terrassen, und eine Gruppe von mehreren kleinen Hügeln in seiner Nähe. Die größte Stadt der Alten mag zwischen dem Ohio der Mississippi, Missuri und Illinois gelegen seyn. Auf den Hochebenen zwischen dem St.

Francis, und dem Arkansa Flusse sind verschiedene große terrassenförmige Hügel.

Sechszehnter Abschnitt.

Geräthschaften und Götzenbilder.

Die Hügel am Ohio haben gewöhnlich nur eine Terrasse, wie zu Circleville, Marietta, Portsmouth u. s. w., andere haben zwei wie am Paint-Bach u. s. f., und einer drei wie zu St. Louis. Waren auf diesem letzten je auch Tempel von Holz erbaut, so sind die Spuren in der Länge der Zeit verschwunden; vorgefundene Vertiefungen auf einzelnen Hügeln scheinen darauf hinzuweisen.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß allenthalben, wo sich eine Gruppe von Hügeln befindet, meist drei derselben, von beträchtlicherer Größe, gleich unter sich, und oft in einer geraden oder bogenförmigen Linie, und auf erhabenen Plätzen sich auszeichnen. So befinden sich drei auf der Nordseite des Detroit Flusses, nahe bei der Stadt Detroit, im Territorium von Michigan, drei andere bei Athens am Hockhocking Flusse im Staate Ohio, bei Picketon u. s. w. Sie mögen Altäre der drei vorzüglichsten Gottheiten gewesen seyn; meist fand man nur in einem von drei solchen Hügeln Marienglasspiegel. *)

Nicht immer sind die niedrigsten Hügel die ältesten: man trifft sie in allen Zuständen der Vollendung an, immer scheint der runde Graben die erste Arbeit gewesen zu seyn, in dem Mittelpunkte wurde eine Vertiefung erhalten, über welcher der Körper verbrannt, und über deren Asche dann der Hügel bis zu seiner bestimmten Höhe errichtet wurde.

---

*) Anahuac, der Gott des strahlenden Spiegels, glänzte in höchster Vollkommenheit; er besaß ewige Jugend und Schönheit, und war, als der unbekannte Gott des Weltalls am höchsten gefeiert. Andere Götter waren in Statüen auf Fußgestellen dargestellt, er aber hatte auf dem seinigen einen Spiegel.

A. d. Verf.

Das folgende Verzeichniß enthält die vorzüglichsten Gegenstände, die man bis jetzt gefunden und aus denen man Vermuthungen und Schlüsse über den Ursprung ihrer Verfertiger aufgestellt hat.

Taf. IX Fig. 9 ein Geschirr, ausgegraben aus einem Hügel im Staat Ohio, entweder ein Fäßchen, oder ein Kessel, oder eine Kanne.

Taf. XI Fig. 10. a, b, c. In der Nähe von Nashville im Staate Tennessee wurde in einem Hügel ein Idol gefunden, welches sich jetzt in der Antiquitäten Sammlung zu Lexington im Staate Kentuky befindet. Die Masse aus der es bereitet, besteht aus Thon mit untermischtem Gyps. Dieses Idol, hier von drei Seiten dargestellt, zeigt den Rumpf eines nackten Menschen, ohne Arme, mit verstümmelter Nase und Kinn, die Haare sind mit einer Art Netz und einer kleinen Decke belegt.

Vor einigen Jahren entdeckte man in der Nähe von Nashville bei Grabung eines Brunnens in einer Tiefe von 20 Fuß unter der Oberfläche, im aufgeschwemmten Lande, ein erdenes Bild auf einem Felsen stehend, aus dem eine starke Quelle sprang. Jetzt befindet es sich im Museum zu Philadelphia. Es vermag ohngefähr eine Gallone Wasser zu fassen, ist rund mit einem flachen Boden, von welchem es sich in etwas bauchiger Form erhebt, und sich in einen weiblichen Kopf endigt. Die einzige Oeffnung im Geschirr befindet sich in der Mitte der bauchförmigen Stelle. Das oberste des Hauptes ist von einer abgestumpften pyramidalen Figur bedeckt, deren oberes Ende kreisförmig abgeebnet ist. Die Ohren reichen so tief als das Kinn herab.

Das Bild Taf. X Fig. 1 wurde vor mehreren Jahren zu Natchez an der Mississippi an einer Stelle ausgegraben, wo lange vor Ankunft der Europäer der Sage nach ein Tempel gestanden haben soll. Es besteht aus Stein, ist 19 Zoll hoch, 9 Zoll breit und 7 Zoll dick an seinen äußersten Enden.

Höhlen fand man bei Galliopolis, bei Greenopsburg, in Kentuky u. s. w. worin sich Leichname befanden

von Menschen und Thieren. In einer Höhle in Kentuky wurde der Kopf des Sus-taias-su oder des mexikanischen Schweins entdeckt, und doch findet man diese Thiere nördlich von Mexico nicht.

Das Töpfer-Geschirr welches zu Salem am Ufer des Sees Erie bereitet wurde, war schlecht und zu den bestimmten Zwecken unbrauchbar, während anderes am Ohio vollkommen mit Politur und Glasur versehen und wohl geformt war.

Nördlicher als Newark wurden keine kupferne oder silberne Zierathen gefunden, auch keine durch Felsen gehauenen Brunnen, bei Newark aber befinden sich einige, die durch sehr hartes Gestein getrieben sind.

Die Backsteine, welche man antrift, sind oft sehr gut. Ob sich auch goldne Zierathen gefunden, wie einige sagen ist ungewiß, silberne aber und zwar nicht in unbedeutender Menge, kommen viele zum Vorschein und waren häufig die Ursache des Nachgrabens, noch mehr aber wurden kupferne Geräthe entdeckt, von denen wir schon verschiedene beschrieben haben. Auch der Taback scheint im Gebrauch gewesen. Man grub schon mehrere Pfeifenköpfe aus, welche nicht zusammen gelöthet, sondern von grober gehämmerter Arbeit und an den Rändern über einander gekappt waren. Aus einem Steinhügel bei Cincinnati grub man ein Armband von Kupfer, es war gestaltet wie eine Kette, und die Enden der Gelenke nur zusammen gestoßen. Die größten kupfernen Pfeil- und Lanzenspitzen die man fand waren von 2 bis zu 7 Zoll lang. Kupferne Platten, von der Größe, daß sie füglich zu Brustplatten dienen konnten, wurden manche entdeckt. Kupferkessel, welche hie und da gefunden werden, sind europäischen Ursprungs.

Eisen kam jedoch nur selten vor, und ganz in Oxyd übergegangen. Die Alten scheinen sich desselben als Messer und Schwerter bedient zu haben. Kugeln von allem Kaliber, welche man im aufgeschwemmten Lande und in Hügeln fand,

deren Oberfläche etwas rauh und rostig war, hielt der Unwissende fälschlich für Kanonen-Kugeln, sie bestanden aus nichts als Schwefelkies. Das wenige Vorkommen des Eisens scheint das im Eingang Gesagte zu begründen.

Von Glas wurde bis jetzt noch keine Spur entdeckt, dagegen sehr viele Spiegel von Marienglas beinahe in jedem Hügel, sind in gewöhnlich sehr dick, weil sie sonst nicht gehörig reflectiren würden.

Bis jetzt hat man keine Ruine oder Reste von Häusern entdeckt. Dem Ohio entlang, wo der Fluß stellenweise die Ufer wegschwemmt, kommen Herde und Feuerplätze von 2, bis zu 6 Fuß unter der Oberfläche zum Vorschein. Marietta gegen über, auf dem Ufer des Muskingum in der Nähe seiner Mündung, befinden sich eine Menge derselben. Um diese Feuerplätze herum liegt gewöhnlich eine Menge von Muschelschalen und Thierknochen. Ueber den Herden selbst wachsen die dicksten Bäume. Ueberreste von Wasserbauten fand man bis jetzt noch keine. Der Brunnen oder Zisternen haben wir schon in Erwähnung gethan.

Die Töpferwaare ist das interessanteste und häufigste, was von den Manufacturgegenständen der Alten vorkömmt. Man trifft auf der Oberfläche der Erde oder in deren Nähe eine rauhe Art dieses Geschirrs, aus Sandstein und Thon zusammengesetzt, am See Erie an; von Thon allein an den Nordwassern des Scioto Flusses; aus Thon und Schaalen, am Ohio und der Mississippi, in großer Menge, dieß letztere aber gehört den Indianern zu; es ist nicht glasirt und von schlechter Arbeit. Auf dem Boden des Hügels, oder nahe bei dem Haupte der Skelete, kommen Gefäße zum Vorschein, deren Schönheit und Güte dem Töpfergeschirr, welches in den Vereinigten Staaten zu jetziger Zeit geliefert wird, wenig nachgiebt. Sie sind aber nicht überall von der nemlichen Masse gemacht.

Die beigefügte Urne Taf. X. Fig. 2. wurde aus einem

Hügel in der Nähe von Chillicothe genommen, die Zeichnung beträgt $^2/_7$ der wahren Größe. *)

Die meisten dieser Urnen enthalten Menschenknochen, die dem Feuer ausgesetzt waren.

Am Ohio Flusse fand man 12 Fuß unter der Erde, ein Geschirr, welches $^3/_4$ Gallonen hält, einen flachen Boden, und in der Mitte eine vertiefte Kerbe rings um den Bauch hat. Es waren 2 Ohren mit Löchern daran, um es mittelst Hacken zu bewegen und vermag noch jetzt eine sehr starke Hitze zu ertragen.

Acht Meilen von Chillicothe wurde eine Urne ausgegraben, welche durch beigesetzte Zeichnung in ihrer halben Größe angegeben ist. Taf. X Fig. 3 Auch diese hat Feuermerkmähle an sich, und nahm, dem heftigsten Feuer ausgesetzt, keinen Schaden.

Bei Belpree, auf der Bank einer Insel im Ohio wurde eine Vase ausgegraben von der Form einer Kokusnuß, mit vier Handheben nahe am Rande, eine der andern gegenüber.

Nahe an der Mündung des Muskingum wurde eine weiße Marmorplatte entdeckt, in der Form eines runden Tellers, 3 Zoll ohngefähr im Durchmesser; beide Flächen sehr vertieft, der Rand 1 Zoll dick mit einer engen Kerbe. In der Mitte ist ein Loch, von ohngefähr einem halben Zoll im Durchmesser, das Ganze schön und glatt bearbeitet, war einst wahrscheinlich auch polirt.

In einem Steinhügel in der Grafschaft Ross fanden sich 2 Deckel zu Geschirren, schön und künstlich bearbeitet und

*) Diese Urne gleicht jener, welche von Penant erwähnt wird, und in einem ähnlichen Werke in Schottland bei Bampf gefunden wurde. Sie war 13 Zoll hoch, schwärzlich von Ansehen, als wäre Oel darin eingetrocknet; sie enthielt Pfeilspitzen, Asche un kalzinirte Knochen.

A. d. Verf.

polirt. Die Masse bestand aus einer Kalkstein-Breccie. Andere und ähnliche Gegenstände, deren Zweck man nicht ergründen kann, wurden häufig zum Vorschein gebracht. Einige der Pfeil- und Lanzenspitzen sind mit solcher Feinheit und Regelmäßigkeit gearbeitet, daß man sie, selbst mit stählernem Geschirre gemacht, bewundern muß. Aexte und andere Instrumente von Grünstein sind nicht selten.

Im aufgeschwemmten Boden am Sandusky-Flusse wurde bei Auswerfung eines Mühlgrabens 6 Fuß unter der Oberfläche ein Tabackspfeifenkopf von vorzüglicher Schönheit gefunden, der Rand des Kopfes war erhaben, und die Front zeigte ein schönes weibliches Gesicht. Die Masse war Talkstein und kam dem Chinesischen gleich. Bis jetzt hat man noch keine Erfahrung, ob diese Steinart auf der Westseite des Alleghany-Gebirges bricht.

Fragmente von Fischnetzen und Fußbekleidungen fand man öfters in Höhlen. Die Mumien, welche da vorgefunden wurden, waren gewöhnlich dreifach eingekleidet. Der erste Umschlag bestund aus einer Art von grobem Linnen-Tuch, von der Dichtheit des gewöhnlichen Packtuches. Der zweite Einschlag besteht aus einer Art Netzwerk von grobem Draht, mit sehr kleinen und dichten Maschen, in diese Maschen waren die Federn allerlei Vögel und Farben manchmal sehr kunstreich eingesetzt. Die Oberfläche schien ein natürliches Gefieder eines Vogels zu seyn*). Das 3te oder äußere Gewand ist entweder das nehmliche wie das erste, oder es besteht aus Leder, welches zusammengenäht ist.

Folgende Zeichnungen stellen steinerne Geräthschaften in $^3/_5$ ihrer wahren Größe vor. Sie wurden alle in Hügeln gefunden.

---

*) Diese mühsame aber schöne und kunstreiche Arbeit trift man in Mexiko, den Südseeinseln, und dem nordwestlichen Amerika häufig an.

A. d. Verf.

Taf. X. Fig. 4 zeigt einen steinernen Zierrath, der wahrscheinlich vermittelst eines Riemens auf der Brust getragen wurde.

Eine Axt von Stein Fig. 5.

Eine Axt von besonderer Form, von Granit. Fig. 6.

Eine kleine Axt von Granit. Fig. 7.

Eine Zusammenhäufung schöner Bergkrystalle, wahrscheinlich ein Zierrath. Fig. 8.

Eine Steinaxt von Granit. Fig. 9.

Eine Pistille von Granit. Fig. 10.

Eine Art Keilhaue von Hornblendegestein. Fig. 11.

Taf. XI. Fig. 1 stellt eine indianische Steinaxt, ein wenig kleiner als $^1/_3$ ihrer wahren Größe vor, wurde in Connecticut aufgepflügt.

In den neuenglischen Staaten fand man eine große Menge dieser hier angegebenen Geräthschaften, nebst Pfeilspitzen und Hornsteingeschirr u. a. m., welches alles die größte Aehnlichkeit mit den hier beschriebenen hat. Es scheint daher, daß die Alten des Mississippi-Thales bis hieher sich ausgebreitet und eine Kolonie hier hatten, oder diese Waffen u. dgl. sind ihnen von ihren Feinden abgenommen und hieher gebracht worden.

Ob diese Alten Kleider trugen von Flachs, Hanf oder Baumwolle, kann nicht angegeben werden; jedoch kommen Matten vor, die etwas ähnliches vom Flachse zu seyn scheinen, oder doch eine vegetabilische Substanz sind. Der verwitterte Zustand in dem sich diese Substanzen immer befinden, lassen keine genaue Untersuchung zu und nichts Gewisses erkennen.

Wahrzeichen über die Beschaffenheit der Religion und ihrer geheiligten Stellen, müssen wir bei den Hügeln suchen, die zu manchem wichtigen Zwecke verwendet zu seyn scheinen.

An einem Arme des Cumberland-Flusses, genannt Cany-Fork, wurde eine Vase in einem alten Werke ohnge-

fähr vier Fuß unter der Erde gefunden, welche den Namen Triune Idol erhalten und manchmal erwähnt wird.

Diese Vase besteht aus drei Köpfen, welche auf ihren Rückseiten ziemlich oben, vermittelst eines Rohrs oder Griffes, mit einander verbunden sind; dieser Griff steht ohngefähr drei Zoll hoch über die Köpfe heraus, ist hohl, hat 6 Zoll im Umfang an seinem obern Ende, von wo er noch abwärts zu immer weiter und dicker wird, bis er sich mit den Köpfen vereinigt. Die Köpfe selbst sind alle in Hinsicht ihrer Dimensionen von einem Verhältniß, und messen 4 Zoll von oben bis auf das Kinn. Die Gesichter über die Augen haben 3 Zoll Breite, und nehmen von da an abwärts, bis zur Spitze des Kinns ab. Die Gesichtszüge sind rein ausgedrückt und wohl erhalten, die Arbeit ist sehr schön ausgeführt. Das eine Gesicht bezeichnet eine alte, und die beiden anderen zwei junge Personen. Das Gesicht der Alten ist um die Augen mit einem gelben Ring bemahlt, über die Stirne zieht sich ein anderer Strich von gleicher Farbe halbkreisförmig und endigt sich an der obern Rundung jedes Ohrs. Ein anderer Strich gleicher Farbe beginnt an den untern Ohren-Enden und endigt sich einen Zoll breit vor denselben, wie Taf. 11. Fig 2 anzeigt.

Das zweite Gesicht ist von sehr ernsthaftem Aussehen, jünger wie das vorhergehende, und auf verschiedene Art und andere Farbe bemahlt. Ein rothbrauner Ring umgiebt die Augen, ein Strich derselben Farbe beginnt an den obern Enden der Ohren, und zieht sich am Kinn durch. Die Ohren selbst sind mit dergleichen Farbe bemahlt. Siehe den Kopf Taf. 11. Fig. 3, b.

Das dritte Gesicht ist schwach mit Scharlach-Farbe, oder einer dieser gleichen Farbe überzogen. Auf jeder Wange und auf dem Kinn befindet sich ein, einen Zoll im Durchmesser haltender runder Flecken von derselben Farbe, aber hochroth gefärbt. Es ist merkwürdig, daß diese Farbe, welche doch sammt der Vase viele Zeitalter hindurch in feuchter Erde gelegen, an ihrer Höhe und Schönheit nichts verloren

hat. Das ganze Geschirr besteht aus feinem Thon, von lichter Umbra-Farbe, und stark gebrannt. Die Köpfe sind hohl; das ganze hält ohngefähr eine Viertel Gallone. Taf. XI Fig. 2 c.

In verschiedenen Hügeln fand man Bruchstücke von kupfernen Platten und auch ganze, mit dem Bilde der strahlenden Sonne, desgleichen solche von gefärbtem, gebranntem und polirtem Thon. Dieses gab einen Grund zu der Vermuthung, daß die Alten auch die Sonne göttlich verehrten, dasselbe will man vom Monde behaupten, weil man runde Metall- und erdene Platten und Scheiben, die aber alle ohne Sculptur waren, in Menge gefunden hat; auch die halbkreisförmigen Werke will man dahin beziehen.

Siebenzehnter Abschnitt.

Mumien und beschriebene Felsen.

In den westlichen salzreichen Gegenden der vereinigten Staaten findet man sehr viele Scherben von dickem gebranntem Thon, die ohne Zweifel zu großen Gefäßen oder Kesseln gehörten, in denen die Alten Salzwasser bis zur gehörigen Konsistenz kochten und zu ihrem Gebrauch bereiteten.

Im Jahre 1810 wurden zwei Mumien, ein Mann und ein Kind von 6—8 Jahren in der Grafschaft Warren in Tennesee, in Hirschhäuten und andern Hüllen eingewickelt, ausgegraben. Diese Hüllen bestanden aus dem oben beschriebenen groben Tuch und einem Federgewand. Nägel, Haare und Haut waren, obgleich welk, entfärbt und zart, doch gut erhlten, das Fleisch trocken und geschwunden, und so der Fäulniß entgangen. Man fand sie halbwegs auf dem Gehänge eines steilen Hügels, unter einer weit zurück ausgehölten Felsenwand, ohngefähr 3 Fuß tief, in einem Bette trockner staubiger Erde, welche einen starken Gehalt von Schwefelsäure, Alaun und Salpeter hat. Die dasige Gegend zeigte

auf mehrere Tagreisen keine Spur eines Aufenthaltes der Indianer. Kalkstein ist die vorherrschende und weit ausgebreitete Gebirgsart des Staates von Tennesee, ihre zahlreichen Höhlen wurden von den Alten meist zu Begräbnißplätzen benutzt. Bogen, Pfeile, Hölzer, mit scharfen Steinen abgeschnittene Pfähle, Scherben von Töpferwaaren, Fischnetzen, Matten, Bruchstücke von Flechten und Körben, mehr oder minder gut erhalten, je nachdem der Stoff, aus dem sie bereitet, der Fäulniß zu widerstehen vermochte, werden häufig darin gefunden. Die Flechte die dem Kinde zum Sarge diente, bestand aus aufgerissenem Rohre.

Die nehmliche Kalksteinformation des Staates Tennesee hat sich auch über ganz Kentuky ausgebreitet; in den vielen Höhlen derselben fand man schon eine bedeutende Menge Mumien, deren wir nur die vorzüglichsten hier erwähnen wollen. In der Nachbarschaft von Glasgow im Staate Kentuky ist eine Kalksteinhöhle, worin man einen ganz ausgetrockneten menschlichen Körper entdeckte. Die Haut, Knochen und übrigen festen Theile waren gut erhalten. Die äußere Hülle des Körpers bestand aus einer Hirschhaut, wahrscheinlich blos getrocknet und vor ihrem Gebrauche gerieben. Die nächste Hülle war wieder eine Hirschhaut, deren Haare mit einem scharfen Instrumente abgekratzt, zum Theil ungleich abgeschnitten, und an andern Stellen stehen geblieben sind, zugleich wurden auch Stücke aus der Haut selbst heraus gerissen. Die 3te Hülle ist eine Art grobes Tuch von doppeltem gezwirntem Drathe, welcher jedoch nicht durch das Rad oder die Spindel gedreht zu seyn scheint. Von welcher Pflanze der Zwirn bereitet, ist nicht zu erkennen. Die Art der Zusammenfügung des Tuches ist die nemliche wie oben beschrieben. Die innerste Hülle ist ein Mantel von demselben Zeuge, auf der äußern Seite mit einem dichten Gefieder von großen braunen Federn, die mit vieler Kunst befestigt sind, und vor Kälte und Regen bewahren. Auch von der Verfertigungsart dieser Kleidung ist schon gesprochen. Der Köper selbst hatte eine trauernde Lage, der rechte Arm war vorwärts gebogen und umfaßte mit der Hand den rechten Schenkel ober dem

Knie. Der linke Arm hing herab, und die Hand ruhte bei-nahe am Sitze. Der Körper ist männlichen Geschlechts, und scheint nicht über fünfzehn Jahre alt gewesen. Am Hinter-haupte fand sich im Schädel ein tiefer großer Bruch, der die Ursache des Todes war. Die Haut scheint wenig verdorben, sie ist dunkelbräunlich von Farbe, jedoch kann man aus ihrem jetzigen Zustande nicht auf ihre Beschaffenheit im Leben schließen; der Kopf, wenig Flecken ausgenommen, ist mit rothen fuchsigen Haaren bedeckt. Die Zähne sind weiß und fest. Die Hände und Füße schön und zart. Außer den genannten Hüllen war der Körper ganz nackt und keine Spur von einer aromatischen Ingredienz in oder um denselben zu bemerken. Auch war keine Nath oder Einschnitt am Bauche sichtbar, woraus man auf die Herausnahme der Eingeweide hätte schließen können. Dieser Körper befindet sich jetzt im Museum zu Neu-York.

In andern Kalksteinhöhlen, in der Nähe von Glasgow wurden noch mehrere menschliche Körper in gleichem Zustande mit den schon beschriebenen entdeckt.

In der Mammuthhöhle der Grafschaft Warren in Kentuky wurde eine indianische Mumie weiblichen Ge-schlechts gefunden. Das Fleisch war ganz ausgetrocknet, aber noch gut und ganz erhalten. Sie hatte eine trauernde Lage, die Knie waren bis herauf an das Kinn gezogen, die Arme geschränkt, und kreutzten sich zwischen den Knieen und dem Kinn, und die Hände stunden aufwärts. Sie war in einige Hirschhäute eingehüllt, die mit geflochtenem Baste zusammen-gebunden waren. Vogelfedern, Korallen von getrockneten Bee-ren gemacht, die Haut und Klapper einer Schlange, ein gut erhaltener Fuß eines jungen Hirsches u. s. w wurde in ihrer Grabstelle gefunden. Der ganze Körper mochte eine Länge von 6 Fuß haben, und wog kaum 16 Pfd. die Farbe der Haut war helltabackbraun.

Ohngefähr 1 Stunde von der Mammuthhöhle, wurde in einer andern ein ausgetrockneter Körper eines kaum einjähri-gen Kindes in sehr gut erhaltenem Zustande gefunden. Wie

er aber an die Luft gebracht war, zerfiel er in Staub bis auf die Schädelknochen. Bald darauf ward eine andere Mumie weiblichen Geschlechts ausgegraben. Sie lag ohngefähr 10 Fuß tief im Boden der Höhle, der aus Thon mit vielem Salpeter geschwängert, bestand ihre Lage war sitzend; breite flache Steinplatten auf die schmale Seite aufgestellt, verkleideten alle vier Wände des Grabes, eine große Platte bedeckte das Ganze. Sie war zunächst in rauhes Tuch eingehüllt, und in Hirschhäute, deren Haare abgeschabt waren, wie die heutigen Indianer es jetzt noch zu thun pflegen, eingewickelt. Bei ihr lagen Korallen, Federn und andere Zierathen. Der Körper blieb einige Zeit in der Höhle liegen, wo er von Ratten, die sehr häufig sich darin aufhalten, angefressen wurde. Nachdem er nach Bainglon gebracht und viel der Luft ausgesetzt war, zogen sich die Muskeln nach und nach zusammen, die Zähne fielen aus, und er zerfiel nach und nach. Alberne Leute rupften die Haare aus, nahmen die Zähne weg und verstümmelten den ganzen Körper.

Die Größe der Höhle ist nicht bedeutend und beträgt kaum 25 Minuten Länge, der Boden ist vom abgelöstem Kalkstein von 4 — 6 Fuß tief überschüttet, worauf erst der salpeterhaltige Thon erscheint. Es befindet sich eine große Menge Asche, Brände und Rohre in derselben, als wenn sie meist zum Aufenthalt gedient hätte.

Nach Beendigung des Krieges auf der Insel Toconroba, in welchem mehrere Nordamerikaner als Alliirte und Anführer dienten, wurden gefiederte Kleider von denselben nach Neu-York gebracht. In der Arbeit ließ sich von denen in Kentuky und Tennesee gefundenen kein merklicher Unterschied erkennen.

Was Winthrop über die kuriösen Charaktere schreibt, die auf einem Felsen bei Dighton, im Staate Massachusetts sichtbar, und worüber so viel Wesens unter den Halbgelehrten Amerikas und Frankreichs gemacht worden, verdient keine weitere Beachtung. Schreiber dieses sah viele

dieser sogenannten „Written Rocks" (beschriebene Felsen) in den westlichen Ländern Amerikas, deren eingekratzte Züge überall von Unwissenden für Hieroglyphen gehalten werden. Diese „Written Rocks" welche überhängende, dachförmig gebildete Felsen sind, dienten wohl schon den Jägern der Urvölker Amerikas zu Zufluchtsörtern bei schlechtem, ungünstigem Wetter; von Langerweile geplagt, kratzten sie mit Pfeilen oder anderm Geräthe die Umrisse allerlei lebendiger Geschöpfe, so gut sie vermochten, in das Felsendach und die Wände. Diese Figuren witterten aus bis auf geringe Spuren, andere kamen daneben und darauf. Weiße Jäger, Franzosen, Deutsche und Engländer, fügten verkrüppelte Schriftzüge hinzu, die nach und nach zum Theil erloschen, woburch das Ganze ein „kurioses hieroglyphisches" Ansehen erhielt. Auch Schalksknechte trieben häufig schon ihr Wesen, sie narrten die halb gelehrten amerikanischen Hieroglyphenjäger und Alterthumsspürer.

Achtzehnter Abschnitt.

Mammuthhöhle in Kentuky.

Eine der größten Merkwürdigkeiten Kentukys ist diese Höhle, welche von ihrer außerordentlichen, bis jetzt noch nicht erforschten Größe, den Namen Mammuthhöhle erhalten hat. Das Gebirge, in welchem sie und alle übrigen Höhlen in diesem Staate und in Tennesee vorkommen, ist Kalkstein. Nach ihrer Mündung steigt man einen jähen Absturz hinab. Nach einer Strecke von ohngefähr 1000 Fuß ziehen sich die Felsen, welche vorher ein hohes Gewölbe gebildet hatten, herab und verengen sich zu einem niedrigen schmalen Paß, der jedoch noch hoch und breit genug für den Durchgang der Ochsen ist, welche darin arbeiten. Eine Viertel Meile weit kommt man nun durch einem einförmigen Gang, der sich immer mehr erweitert und erhöht. Am Ende desselben sieht man 20 bis

30 Schwarze mit Ausgraben der salpeterhaltigen Erde bei schwachem Fackelscheine beschäftigt. Die Luft zieht kalt und scharf. Nun kommt man durch einen Gang, der gegen 4 Fuß breit ist und dessen Wände zwischen 60 und 70 Fuß hoch sind. Er ist ohngefähr 3/4 Meile lang, und gut geebnet, weil die Ochsen hier die Salpetererde auf Karren nach schicklichen Plätzen ziehen.

Der Prozeß der Salpeterbereitung ist sehr einfach. Die salpeterhaltige Erde wird in Gruben geschüttet und mit Wasser ausgelaugt, dieses Wasser wird durch Rinnen, so nahe wie möglich bis zum Ausgang der Höhle geleitet, mit Eimern zu Tage gebracht, in Kessel geschüttet, mit Potasche versetzt und abgedampft. Es werden alle Tage von 3 — 500 Pfd. Salpeter aus dieser Höhle gewonnen.

Man drang in diese Höhle 9 bis 10 Meilen vor, ohne ihr Ende zu erreichen, manchmal sind die Passagen sehr beschwerlich und lebensgefährlich. Die Höhle ist mehr wegen ihrer Größe als wegen der Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Gegenstände und Tropfsteingebilde merkwürdig. Sie theilt sich häufig in Nebenhöhlen, von 3 — 4 Meilen Länge. Nach einer Meile Weges, von dem Standplatze der schwarzen Sklaven, kömmt man an eine hölzerne Brücke, die rechts in einen Arm der Höhle, von einer Meile Länge führt, der Weg ist rauh und steinigt, die Wände und Dach der Höhle sind mit Tropfstein belegt, die Wasser rauschen mit großem Getöse in einiger Entfernung, und man gelangt zu einem bedeutenden Wasserfall, der sich anscheinend unter die Füße ergießt.

Daß in dieser Höhle Leichname von Menschen ausgegraben wurden, ist schon erwähnt worden.

In den Niederungen des Bigbone-Liking-Flusses in der Nähe des Ohio, in Kentuky, findet man die Knochen von Riesen- oder Mammuththieren in sehr großer Anzahl, wohlerhalten und vollständig, ohngefähr 11 — 12 Fuß unter der Oberfläche der Erde, in einem zähen blauen Thon. Die

Museen von New-York, Philadelphia und Baltimore sind aus dieser Gegend mit ganzen Mammuthgerippen und einzelnen Theilen derselben versehen. Unter diesen befinden sich zwei Hörner oder Hauer, von 150 Pfd. Gewicht, 16 Fuß Länge und 18 Zoll im Umkreise am dicken Ende, Malmzähne von gras- und fleischfressenden Thieren, jeder zwischen 3 und 10 Pfd. schwer. Rippen, Rückenwirbel, Fußknochen, Hüften, Kinnladen u. s. w. wurden sehr häufig ausgegraben.

Einer der Häuptlinge des Delaware-Indianer-Stammes erzählte, zur Zeit des amerikanischen Revolutions-Krieges, über diesen Gegenstand dem Gouverneur von Virginien folgende Sage, welche sich bei seinem Stamme erhalten hatte, also: vor alten Zeiten einst kam eine Heede dieser Riesenthiere, nach dem Big-bone Zick-Flusse, und richtete eine allgemeine Niederlage unter den Bären, Hirschen, Elenn, Büffel und anderen Thieren an, welche zu Nutz und Frommen der Indianer erschaffen waren. Dies gewahrte der große Mann oben, als er herab sah, und ward so entrüstet darüber, daß er seinem Blitz ergriff, auf die Erde harabstieg, und sich auf einem benachbarten Berg auf einen Felsen setzte, wo sein Sitz und die Stapfen seiner Füße bis jetzt zu sehen sind. Von hier schleuderte er seine Blitze unter die Heerde dieser Riesenthiere bis sie alle erschlagen waren, den großen Bull ausgenommen, welcher seine Stirn den Würfen entgegen kehrte und sie abschüttelte so oft sie kamen; zuletzt aber verfehlte er einen, der ihn in die Seite verwundete, darauf rannte er wüthend umher, setzte über den Ohio, den Wabasch, und Illinois und endlich über die großen Seen, wo er bis auf diese Zeiten noch leben soll.

Neunzehnter Abschnitt.

Vermuthungen über die Alterthümer der Ureinwohner.

Wir haben nun gesehen, wie von den Seen Kanadas bis zur Mississippi die hinterlassenen Werke der Alten sich vervollkommnen, und einen stufenweise steigenden Geist in ihren Verhältnissen verrathen. Von der Mississippi breiten sie sich aus bis nach dem Meerbusen von Mexiko und um denselben herum, durch Texas nach Mexiko und Südamerika, wo wir die Teocalli der alten Mexikaner, von den Spaniern Adoratorios genannt, wegen ihrer auffallenden Aehnlichkeit mit unsern Hügeln bewundern müssen, und aus welchen uns die Ueberzeugung hervorgeht, daß diese mit jenen gleichen Ursprungs sind.

Solis, der uns die Zerstörungskriege des alten Mexikos beschreibt, erzählt, daß die Teocalli lebende Berge zu seyn scheinen, wenn sie von Kriegern bedeckt sind, die sich zur Zeit des letzten Andrangs der Feinde hieher auf ihre Altäre und Tempel flüchteten, und auf den Gräbern ihrer Väter, ihre Weiber, Kinder, ihre alte Freiheit, Vaterland und ihre Götter vertheidigten.

Dieser Gebrauch der Begräbnißplätze zur Vertheidigung kann nicht verworfen werden, da wir aus den Mexikanischen Kriegen davon überzeugt sind. Auch unter dem deutschen Volke scheint es in alten Zeiten Sitte gewesen, ihre Friedhöfe so viel wie möglich auf den höchsten Punkten der Gegend anzulegen, um sie in vorkommenden Fällen, als letzte Vertheidigungsplätze zu gebrauchen. Durch ihre geschickte Anlage werden sie in heutigen Kriegen noch häufig benutzt. *)

---

*) Auf die Hügel, welche gewöhnlich vor den Oeffnungen in den Wällen der alten Fortifikationen stehen, wollen einige sogenannte Janitoren, wie sie bei den Römern üblich waren, aufpflanzen.
A. d. Verf.

In vielen Mexikanischen Sprachen bedeutet Teocalli "Götterwohnung." In ihren Wällen umfassen sie Gärten, Brunnen, Wohnungen der Priester, Tempel, Altäre, Waffenvorräthe und Begräbnißstellen. Die Mexikaner schreiben ihre Entstehung den Azteken zu, die sich im 7ten Jahrhundert in diesen Gegenden sollen niedergelassen haben, sie selbst trugen den Namen von einem ihrer Götter, dem sie gewidmet waren, von dem Tezcatlipoca, dem Brama dieser Völker. Die Pryamide von Colula stund auf einem Hügel von vier Terrassen, und war dem Gotte des Himmels Quetzalcoatl geheiligt. Terrassen haben wir an vielen Hügeln in Nordamerika angetroffen.

Der Gottesdienst dieser Alten mag daher der nehmliche wie der Mexikaner gewesen seyn. In vielen Hügeln im Ohio Staate fand man Bruchstücke von Marienglas, und in einem zu Circleville einen Spiegel von dieser Steinart, der noch ganz erhalten war, und keinen Zweifel über seinen Zweck übrig ließ. Eine der vorzüglichsten Gottheiten der Südamerikaner hieß der Gott des strahlenden Spiegels, als solcher erhielt er einen Spiegel von polirtem Obsidian, der in Südamerika bei den vielen Vulkanen häufig gefunden wird. In Nordamerika aber mangelte dieses vulkanische Produkt gänzlich, darum trat an dessen Stelle das Marienglas.

Bei den Skeleten in den Hügeln befinden sich gewöhnlich Gegenstände allerlei Art, welche der hier beigesetzten Person im Leben die liebsten gewesen seyn mögen, in andern findet man eine Menge Menschenknochen, die ohne Ordnung unter einander liegen, und keine anderen Gegenstände bei ihnen als solche, oder Bruchstücke von solchen, die bei Opferungen gebraucht werden; dieser Umstand führte die Vermuthung herbei, daß diese Knochen Menschen angehörten, die auf diesen Altären als Opfer geschlachtet wurden. Hieraus läßt sich gleichfalls die Verwandtschaft der alten Bewohner des Norden und Süden von Amerika begründen.

Wenn wir Pennants Reise durch Wales, zu Rathe

ziehen und die Beschreibung und Kupfer von Deloins oder Inch-Turthels am Flusse Tay genau betrachten, so werden wir eine große Aehnlichkeit mit den alten Werken am Licking-Flusse bei New-Ark nicht verkennen. Von Pennant wird es den Römern, von Boethius aber den Picten, die es Tulina nannten, zugeschrieben. Das Lager von Comeril am Flusse Zuchel, liegt auf einem hohen aufgeschwemmten Boden, eben so die Alterthümer von Ardock am Flusse Kneck; die Wälle, Gräben, Thorwege, die Hügel vor, hinter und in denselben haben die größte Aehnlichkeit mit den unsrigen. Pennant läßt es ein Werk der Römer seyn, andere aber halten sie mit mehr Recht, für pictischen Ursprungs. Eben so beschaffen ist Catter-thum, zwei Meilen von Argus, desgleichen die Werke am Fluß Loder, oder Lowther und am Cimet u. s. w. Dieser Schriftsteller beschreibt noch eine Menge solcher Alterthümer, in Schottland, England, Wales, Irland und verschiedenen andern brittischen Inseln, von denen sehr viele wegen ihrer Aehnlichkeit mit den amerikanischen in Betracht zu ziehen sind. Sie dienten dem Volke der Picten, von den Römern also genannt, wegen ihrer Sitte sich zu bemalen, gleich den Aboriginern Amerikas, als Oerter religiöser Verrichtungen, als Begräbniß- und Vertheidigungsplätze.

Auf der Straße von St. Petersburg nach Móskau stößt man auf eine Menge konischer Erdhügel, unter denen diejenigen zwischen Yezolbisky und Baldav auf beiden Seiten der Straße, von wo sie sich bis Jedrova zu ziehen scheinen, die merkwürdigsten sind.

Man findet sie aber nicht allein hier, sondern über ganz Rußland und über die Steppen der Tatarey und Türkei ausgebreitet. Wenige Meilen von Woronetz an der Straße nach Paulowsky haben sich einige sehr gut erhalten. Werden sie in einiger Entfernung gesehen, wenn die Abendsonne herabsinkt am Horizonte, und sie gleichsam mit einem Strahlenkranze überhüllt, und darauf zu ruhen scheint, da mahlt sich die Einbildungskraft, die Geister der Helden der Vorwelt herabsteigend, und verherrlichend die geheiligte Stätte ihrer ewigen Ruhe.

Die Bewohner der Tatarei bedienen sich häufig dieser Hügel zur Anlegung von Kellern, bei dieser Gelegenheit ward manchmal der Inhalt entdeckt wie uns Edw. Dan. Clarke in seiner Reise durch Rußland, die Türkei und Tatarei im Jahr 1800 lehrt. Man fand Vasen, deren Masse denen in England, Schottland und Wales, und den nordamerikanischen Ländern gefundenen, übereinstimmt.

In den asiatischen Hügeln findet man außer den Menschenknochen die von Pferden; in den amerikanischen aber hat man sie bis jetzt noch nicht gefunden, wohl aber Zähne von Biebern, Bären, Ottern u. s. w.

Clarke erzählt weiter, daß er in der Tatarei einen Platz gefunden, mit Namen „Inverness" in der Krümmung eines Flusses gelegen. Auf die Frage nach der Bedeutung dieses Namens, erhielt er die Antwort, daß er in ihrer Sprache „in der Krümmung eines Flusses gelegen" bedeute. Vergleichen wir hiermit Pennants Werke, so finden wir eine Platte mit einer Stadt in Schottland, die in dem Buge eines Flusses liegt, mit gleichem Namen.

Nicht wenige Flüsse in Schottland, England und Wales führen Benennungen, welche wir bei den Flüssen der Tatarei in großer Aehnlichkeit wieder finden. Es wird dadurch die Vermuthung bestärkt, daß die brittischen Inseln zuerst von Scythen, oder deren Nachkommen, den Tatarn bevölkert wurden, und die Thatsache, daß die Schottischen, Englischen Welschen und Asiatischen Alterthümer dieser Arten, in so vielen ihrer Verhältnisse von den amerikanischen wenig abweichen, begründet die Meinung, daß Amerika von einem, jenen verwandten Stamm, jedoch von Westen her, bevölkert wurde.

Viele behaupten, diese alten Werke rühren von den Vorfahren der Indianer her, diese lassen sie durch immerwährende innerliche Kriege untereinander selbst bis auf eine kleine Zahl aufreiben, welche sich zerstreute, die erlernten Künste vergaß und nach und nach aus dem Hirtenstande in den nomadisiren-

der Jäger verfiel. Allein je länger ein Volk im Kriege begriffen ist, desto mehr vervollkommnet es sich in den Künsten desselben, und desto mehr steigt sein kriegerischer Charackter und somit seine Kriegslust. Unter den Vorfahren der Indianer herrschte die Sitte nicht ihre Todten zu verbrennen, und ihre Leichname oder ihre Asche unter hohe Hügel zu begraben, sonst würden sie ihre Nachkommen bis auf den heutigen Tag beibehalten haben. Sie kannten auch nicht den Gebrauch des Silbers, Eisens und Kupfers, welches man bearbeitet aus Hügeln gräbt. Wären die Vorfahren der Indianer jemals damit bekannt gewesen, so würde es bei ihren Nachkommen nie außer Gebrauch gerathen seyn. Auch die Zusammensetzung der Masse des Töpfergeschirrs der Alten ist von jener der Indianer sehr verschieden.

Die Skelete und Knochen, welche man in den Hügeln findet, gehörten nie zur indianischen Stammraçe, denn diese ist von schlankem, mehr hagerem steif aufgerichtetem Körperbau, jene Skelete aber sind kurz und dick, selten über fünf Fuß hoch, die Stirne ist niedrig, die Backenknochen hoch, das Gesicht sehr kurz aber breit, die Augenhöhlen sehr groß, und das Kinn breit. Diese Beschreibung ist von mehr als siebenzig ausgegrabener Schädel entnommen.

Wenn die Vorfahren der nordamerikanischen Indianer aus den östlichen und nördlichen Theilen Asiens nach Amerika kamen, so werden Völkerschaften von Süden herauf drängend, welche in Künsten und Wissenschaften als Nachbarn der Hindus und Chinesen etwas erfahren, ihre leeren Stellen eingenommen haben, bis auch sie endlich den Weg nach Amerika einschlugen, und da die vorausgewanderten Tatarn im niedrigsten Zustande der Barbarei antrafen, so konnten sie mit ihnen nicht in Verbindung treten, und beide Theile berührten sich nur im Kriege. Jene lebten als Jäger, diese als Hirten und Landbauern. Die Tempel, Altäre und geheiligten Orte der Hindus und ihre Nachbar-Völker waren immer auf der Bank eines fließenden Wassers errichtet; das nemliche beobachten wir an den amerikanischen Alterthümern. Nach den

geheiligten Strömen Hindostans wallfahrtete die Menge aus allen Theilen dieses Landes zum Dienste ihrer Gottheiten, zur Entsündigung durch Baden im geheiligten Wasser. Alle Verhältnisse unserer Werke leiten darauf hin, daß der Muskingum, Scioto, Miami, Ohio, Cumberland, Mississippi, solche heilige Ströme waren, daß ihre Ufer einst dicht bewohnt und kultivirt gewesen wie jetzt die des Indus, Ganges, Burampputra u. s. w.

Aus der Lage aller dieser Werke zu urtheilen, waren sie zugleich zu Reinigungs- und Badeörtern bestimmt, eine Sitte, die der jetzige Indianer gänzlich vernachlässigt.

Daß dieses frühere Volk viele Jahrhunderte hindurch sich in diesen Gegenden aufhielt, und einem Flächenraum von der Größe wie Europa einnahm, läßt sich aus den zahlreichen Begräbnißplätzen schließen, die mit den Knochen von Personen aller Alter überfüllt sind; und daß sie in Städten oder Gemeinschaften zusammen wohnten, gleichfalls; hauptsächlich südlich von Columbus, am Scioto, am Paint-Bach Muskingum, Ohio, und an der Grab-Bach u. s. w. waren ihre Niederlassungen am stärksten, und daß einst das Mississippi-Thal viel stärker bevölkert war als jetzo, ist keinem Zweifel unterworfen; viele dieser Hügel enthalten eine Anzahl von Skeleten und Knochen, und die am großen Grab-Bach und an den meisten Flüssen sind angefüllt mit Millionen von Menschenknochen. Aus dieser Anzahl läßt sich ferner schließen, daß dieses alte Volk beträchtlichen Ackerbau und Viehzucht zu seinem Unterhalte treiben mußte, weil es mit der Jagd allein, dieser Lebensweise der Indianer, eine solche Menschenmenge nicht ernähren konnte.

Die Anlage der alten Werke verdient Aufmerksamkeit.

Beinahe alle Linien und Winkel der Werke sind gerad und recht, wenn es der Boden gestattet, und weisen meist nach den vier Weltgegenden. Eingeschloßne Hügel haben ihre Zugänge immer auf der Ostseite. Bei den Fortifikationen be-

finden sich die Oeffnungen in den Wällen, gegen eine oder mehrere Weltgegenden, wenn der Boden nicht hinderlich ist. Dieses kann nicht durch Zufall mit solcher Genauigkeit in allen Fällen ohne Ausnahme geschehen seyn; man vergleiche das alte Werk von Circleville und das dabei Gesagte. Aus der Beobachtung der Lage und Bauart vieler Hunderte der alten Werke geht hervor, daß ihre Erbauer nicht unbekannt mit Geometrie und Astronomie waren.

f. Das Gefäß des sogenannten Triune-Idols (s. oben S 67.) könnte man als eine Darstellung einer dreieinigen Gottheit betrachten und diese aus Indien herleiten. Schon viele Vorkommnisse haben uns die Vermuthung bestärkt aufgedrängt, daß dies Urvolk Nordamerikas mit den Hindus verwandt gewesen. Denn die Hindu haben eine Trinität. Und was diese Meinung noch mehr bestärkt, ist, daß man 9 Schalen von der nemlichen Art der Murex, wie sie Wilhelm Jones in seinen "Asiatic researches" und Symmes in seiner "Ambassy to Ava" beschreibt, in der Nähe von Lexington im Staate Kentuky gefunden hat, die noch in gutem Zustande erhalten waren.

Viertes Hauptstück.

Die Indianer in Nordamerika.

Erster Abschnitt.

Ueber ihre Abstammung.

Die Eingebornen der beiden Amerikas wurden bisher als eine eigene Stammrasse der Menschheit unter dem Namen „der Kupferfarbigen" aufgeführt, allein diese Abtheilung fällt von selbst hinweg, wenn man die äußere und innere Wesenheit derselben ge-

nau betrachtet und sie mit der nordasiatischen vergleicht. Die nördlichen Völkerstämme aller Welttheile sind härter von Natur, wilder und mehr dem Krieg ergeben als die südlichen, welche sich vermöge der Beschaffenheit ihres Klimas und der Natur in demselben zu einem friedlichern und geselligern Leben neigen.

Die Abstammung der amerikanischen Indianer von den nordasiatischen Völkern beweißt uns die große, nicht zu verkennende Aehnlichkeit der Gesichtszüge und der Körperbau derselben überhaupt.

Ich hatte Gelegenheit acht chinesische Matrosen zu beobachten, welche auf einem Schiffe von Makoa nach New-York kamen. Ihre sparsamen Barthaare, die braunrothe Gesichtsfarbe, das schwarze schlichte Haar, die Beschaffenheit der Augen und der Gesichtsbildung und überhaupt der ganze äußere Character war von sprechender Aehnlichkeit mit dem Süd- und Mittelamerikanischen Indianer.

Sidi Millimelli, Tunesischer Consul in den vereinigten Staten, äusserte unaufgefordert seine große Verwunderung, als er zuerst im Jahr 1804 in Washington die Abgesandten der Cherokesen, Osagen und Miami Indianer sah, über die außerordentliche Aehnlichkeit derselben mit den ihm wohlbekannten Tatarn.

Die nicht zu verkennende Aehnlichkeit der Sprachen, die sich aus gesammelten Vokabularien ergab, ist ein redender Beweiß einer gemeinschaftlichen Abkunft.

Das Uebereinstimmen vieler ihrer Sitten und Gebräuche, z. B. das Scheeren der Hauptshaare bis auf einen kleinen Schopf auf der Krone des Hauptes, das Tabackrauchen bei jeder feierlichen Handlung gegen die vier Weltgegenden, den Himmel und gegen die Erde, zeichnet die Horden der asiatischen Tataren und der Indianer aus.

Die verwandte Naturbeschaffenheit des indianischen Hundes

in Amerika und des siberischen in Asien kann hier in einige Beziehung kommen. Dieses Thier, welches bei den Eingebornen beider Kontinente die Stelle des Hundes vertritt, ist sehr verschieden von dem europäischen, entweder eine ganz besondere Gattung, oder wenigstens eine sehr entfernte Abart. Der indianische und siberische Hund sind beide meistens weiß, haben zottige Haare, spitzige Nasen und aufrechtstehende Ohren, sind gefräßig, verschlagen, stehlen wo sie können, drehen sich häufig gegen ihren Meister, sind sehr schwer bezähmbar und verfallen leicht und geschwind wieder in den Zustand der Wildheit. Auf beiden Kontinenten werden sie zum Lasttragen und Ziehen gebraucht. Sie sind nur zu zänkischem Knurren und Zähneflätschen geneigt, und ihre Stimme ist mehr ein Heulen als ein Bellen.

Das wilde Schaaf der Louisiana und Californiens ist das Tatarische Thier gleiches Namens, das Taye-taye des nordwestlichen Amerikas ist ein Thier gleicher Gattung des Argali des nordöstlichen Asiens. Die Bergziege ist ihr Ovis ammon. Der sogenannte Prairie-Wolf und Schakal haben große Aehnlichkeit mit einander, und die Antelopen sind beiden Welttheilen gemein. Wenn alle Thiere Nordosiens und Amerikas naturhistorisch untersucht sind, wird man finden, daß viele miteinander übereinstimmen und von demselben Geschlechte sind. Aus einem Welttheil müssen sie wohl in den andern gekommen seyn wie die Menschen.

Obgleich man unter den zahlreichen Indianer-Stämmen eben so viele verschiedene Mundarten antrifft, so würde es doch nur mit großer Mühe und Scharfsinn keine Unmöglichkeit seyn, alle diese Dialekte, oder wenigstens sehr viele, in eine Haupt- oder Stammsprache zu konzentriren, denn es herrscht eine gewisse Eigenthümlichkeit unter ihnen, welche nicht zufällig seyn kann. Diese Muttersprache zertheilte sich in eben so viele Mundarten, als sich das Volk selbst in Horden trennte, welche in einem ausgebreiteten Lande wenig mehr in Berührung kommen. Das Volk selbst, aus Asien herüber gekommen, wo es ohne Zweifel in bequemeren Verhältnissen gelebt hatte, als es hier leben mußte, fiel in die niedersten

Grade der Wildheit zurück, in welchen es sich bis auf unsere Zeiten erhielt. In diesen Verhältnissen kam ein Theil ihrer ursprünglichen Sprache als überflüssig in Vergessenheit, und ging verlohren; durch Zeit und Umstände ertfernte sich jede Hordensprache in einen eigenen Dialekt, welcher sich nach und nach so entstellte, daß die Anfangssprache bis auf wenige Wurzellaute erlosch, und somit die Horden einander selbst fremd und unbekannt wurden. Hätte auch nur eine unvollkommene Schrift existirt, so wäre diese Entfrembung nie so weit eingerissen, im Gegentheil würden sich die Hordensprachen mehr gebildet und über ihren Ursprung nicht solches Dunkel sich haben verbreiten lassen, welches zu zerstreuen dem entfernten Forscher nunmehr unsägliche Mühe verursacht, hauptsächlich da die Sammlungen der Dialekte in englischer und französischer Sprache wiedergegeben und ihre Wortlaute nach der eigenthümlichen Zunge dieser Sprachen modulirt und mit Gewalt gezwängt sind.

Nur gelehrten Indianern, die alle ihre Landessprachen als ihre eigene sprechen und schreiben, wird es vorbehalten seyn, über den uns jetzt dunkeln Pfad, durch Fleiß und Nachforschung, gehöriges Licht zu verbreiten, und den gemeinsamen Ursprung der amerikanischen und asiatischen Bevölkerung bestimmt zu beweisen.

Es giebt noch andere Einwohner Nordamerikas, die vor den Europäern das Land besaßen, nämlich Eingewanderte von Norwegen, Finnland und Lappland, welche sich im 10ten Jahrhundert in Grönland niederließen und später nach Labrador kamen. Es ist bekannt, daß sie sich in einem Lande niederließen, welches sie, wahrscheinlich das Vaterland zu ehren, Finnland nannten. Ihre Ausbreitung in den nördlichen Graden Amerikas war nicht von Belang.

Madocs von Wales Auswanderung fällt in diese Zeit. Ihm und seinen Kameraden wollte man die alten Werke des Mississippi-Thales zuschreiben. Wie nichtig diese Behauptung ist, leuchtet von selbst in die Augen. Denn kaum vier Jahrhundert vor Columbus kam Madoc nach den Nordländern Ame-

rikas, wenn er sie wirklich erreichte. Sein Gefolge war, wie sich leicht denken läßt, nicht groß, und würde es auch aus der ganzen Bevölkerung des damaligen Wales bestanden haben, so würde sie doch nicht im Stande gewesen seyn, den Stamm jenes Volkes zu bilden, das aufs wenigste mehrere Milionen zählte, und ein Land nicht viel kleiner als Europa bewohnte, wenn man ihr nicht wenigstens ein Jahrtausend zur Vermehrung gestatten wollte.

Die Eingebornen von Neuspanien gleichen in ihrem Körperbau und äußern Ansehen den australasiatischen Völkerschaften. Ihre Physiognomie und Gestalt, die braune Haut, der dünne Bart, das lange schwarze Haupthaar, die kleinen Hände und Füße, und der schlanke Körperbau beweisen die zuverlässige Abkunft von Völkerschaften Australasiens, und unterscheiden sie hinlänglich von den nördlichen Indianern, deren hervorstehende Backenknochen, kleine weit auseinanderstehende Augen ein Hauptcharakter der Tataren ist.

Zweiter Abschnitt.

Indianer im Staate Ohio.

Die Indianer, welche den Ohio-Staat bewohnen, sind folgende: die Delawaren, Weiandoten, Schawanesen, Senecas und Ottowas.

Die Delawaren-Indianer wanderten von der niederen Gegend Pensilvaniens und dem angränzenden Neujersey aus, wo sie ursprünglich eingeboren waren. Einst zahlreich und mächtig, aber manche verheerende Kriege mit den Weissen brachten sie auf eine kleine Anzahl zurück. Die Herrnhuther gaben sich viele vergebliche Mühe, das Christenthum und ein civilisirtes Leben unter ihnen einzuführen. Gegenwärtig ist ihnen das Christenthum und die weißen Leute mehr als ir-

gend andern Indianern verhaßt. Der bei weitem größere Theil dieses Stammes wohnt am weißen Fluß im Staate Indiana. In dem Tractat von St. Mary verkauften sie ihr Land ohne Reserve an die vereinigten Staaten, welche sich verbindlich machten, sie über die Mississippi zu bringen, ihnen dort Land anzuweisen, und sie darinn zu schützen. Ihre besondere Abneigung, weiße Leute in ihrer Nachbarschaft zu haben, veranlaßte sie nach Westen zu ziehen. Sie wollen sich am Flusse Arkansa niederlassen. Dieser Stamm wohnte zwischen 60 und 70 Jahren am Ohio.

Die Weiandot's kamen aus den Gegenden von Quebeck, vor ohngefähr 250 Jahren. Auf ihrem Zuge ließen sie sich zuerst zu Detroit nieder, gingen dann nach dem obern Ende des Sees Michigan, und weilten da einige Zeit bei Makinaw; hier wurden sie in einen Krieg mit den dortigen Indianern verwickelt, und theilten sich nach diesem in zwei Horden, eine zog nordwärts, und die andere und größere kehrte nach Detroit zurück, und breitete ihre Niederlassung am südlichen Ufer des See's Erie entlang um die Bay Sandusky herum aus. Ihre Sprache ist ganz verschieden von den andern Stämmen in diesen Gegenden. So lange die Franzosen ihre Herrschaft über Canada übten, waren katholische Missionärs unter ihnen, von welchen sie sich beinahe alle zur Taufe bringen ließen, und beinahe alle bejahrte Personen dieses Stammes tragen jetzt noch Kruzifixe auf ihrer Brust unter den Hemden. Zwischen den Jahren 1803 und 10 errichteten die Presbyterianer eine Missionair-Anstalt und eine dergleichen zum Unterricht im Ackerbau für die Indianer. Es gingen jedoch nur wenige zur presbyterianischen Secte über, und diese wurden kurz darauf von den katholischen Indianern wegen diesem Wechsel erschlagen. Die Brittischen Händler, denen diese Mission unangenehm war, wiegelten die Indianer gegen sie auf, bis sie abziehen mußte, welches zur Zeit des letzten amerikanischen Krieges geschah, wo der berühmte Prophet Te-cum-seh's Bruder, der erklärte und abgesagteste Feind der vereinigten Staaten, auffstund, und die Indianer von dem glücklichen Erfolge des Krieges, zum Nachtheil der vereinig-

ten Staaten, durch seine Gauckeleien überzeugte, und sie zur gemeinschaftlichen Sache mit England bewog. Im Jahr 1816 nistete sich ein Methodisten-Geistlicher, ein Mulatte von Farbe, unter ihnen ein. Dieser verschaffte sich einen starken Anhang und veranstaltete eine Schule in Ober-Sandusky.

Die Schawanesen halten sich gegen 70 Jahre am Ohio auf, und kamen aus West-Florida und den umliegenden Gegenden am Samani-Flusse, unfern der See. Black-Hoof ein beinahe 90 Jahre alter Indianer ist da geboren, und erinnert sich noch wohl, daß er als Knabe im Meere badete. Vom Flusse hat dieser Stamm seinen Namen. Unter diesem Stamme geht die Sage, daß ihre Vorfahren vor grauen Zeiten über das Meer kamen, aber woher, das wissen sie nicht; auch feierten sie bis vor kurzem ein Jahresfest zur Erinnerung an die glückliche Ankunft ihrer Altvordern. Dieses ist der einzige Stamm, welcher eine fremde Abkunft gestattet. Sie behaupten, daß Florida einst von einem weißen Volke bewohnt gewesen, welches im Besitze eiserner Werkzeuge war. Der alte Black-Hoof hörte oft als Knabe von seinen Voreltern erzählen, daß Baumstumpen, welche mit eisernen Aexten gehauen, häufig zu ihrer Zeit zu sehen gewesen. Vor mehreren Jahren legten die Quäcker ein Agricultural-Etablissement mit vielen Aufwande unter ihnen an, deßgleichen eine Mahl- und Sägemühle, welche in gutem Stande unterhalten wird, und eine Schule. Aller dieser Bemühungen ungeachtet macht das Christenthum beinahe keine Fortschritte unter denselben. Dieser Stamm ist sehr aufgereitzt gegen das Aufdringen des Christenthums und gegen dessen zudringliche Verbreiter, weil sie die schlechte Wirkung desselben an den Weißen täglich vor Augen haben; sie behaupten, der große Geist hätte den Weißen das Christenthum gegeben, und für seine rothen Kinder habe er auf andere Weise gesorgt, mit der sie zufrieden wären, und keine andere wünschten, da auch ihre Vorfahren glücklich dabei gewesen wären.

Sie glauben, daß das göttliche Wesen sich bei ihren religiösen Versammlungen einfinde und lautbar seine Stimme

vernehmen lasse; hören sie sein leises, zartes Flüstern nicht, so sind sie der Meinung, daß ihr Opfer verworfen sey.

Ehe sie Unterhandlungen mit andern eingehen, große Rathsversammlungen veranstalten, oder wichtige Dinge unternehmen wollen, bringen sie Opfer um den guten Willen des großen Geistes sich geneigt zu machen. Als sie auf einem Besuche zum Präsidenten der vereinigten Staaten vor einigen Jahren bis nach Wheeling am Ohio gekommen waren, zogen sie sich in die Wälder zurück, lagerten sich, tödteten eine Menge Wild, und bereiteten daraus ihr Opfer; während ihrem Gesange glaubten sie die Stimme des großen Geistes zu vernehmen, freudig zogen sie ihre Straße weiter, und waren von dem guten Erfolge ihres Gesuches zum voraus überzeugt.

Die Seneca-Indianer kommen aus den nördlichen Theilen des Staates New-York und den angränzenden Canadas. Sie halten sich noch nicht lange in diesem Staate auf, arbeiten mehr und anhaltender, haben bessere Häuser und Bauereien, kleiden sich mehr nach der Art der Weißen, und haben schon mehr von ihren Sitten und Lebensart derselben sich angeeignet, als jeder andere Stamm.

Die Ottowa-Indianer bewohnen seit undenklichen Zeiten die Gegenden am See Erie. Bis jetzt haben sie noch keine gehässigen Missionairs, die nur den Saamen der Zwietracht und der Unzufriedenheit unter den Indianern selbst und ihren Nachbarn ausstreuen, unter sich zugelassen. Aus der großen Verwandtschaft der Sprache der Ottawa's, Chippewäs, und Putawatimies läßt sich schließen, daß sie in noch nicht sehr entfernter Periode eine Nation waren. Oestlich der Missisippi und nördlich vom Ohio sind sie die stärkste Nation.

Alle indianischen Nationen theilen sich in Zweige oder Horden, so haben die Schawanesen 4 Horden.

1. Die Piqua Horde. Diese entstand der Sage nach durch folgende Geschichte, die sich in alten Zeiten ereignete. Einst

war die ganze Nation um ein sehr großes Feuer versammelt, welches nach und nach abbrannte In der Asche ließ sich ein schweres Brausen und Stürmen hören, und siehe ein Mann kam aus ihr hervor. Darum der Name Piqua, — ein Mann aus der Asche hervorgekommen, oder aus Asche gemacht, nach der Auslegung ihrer Sprache.

2. Die Mequachake Horde bezeichnet einen Mann, dem nichts mangelt. Diese Horde besitzt die Priesterschaft, und verrichtet alle religiösen Verhandlungen der Nation. Niemand, als nur gewissen Personen dieser Horde, ist es erlaubt, ihre Heiligthümer zu berühren.

3. Die Kiokapokoke Horde. Hierzu gehörte der famöse Prophet, Elsquataway, und dessen berühmter kupferner Bruder, Tecumseh, der Anführer der Indianer, der in einer Schlacht in persönlichen Zweikampf mit dem Colonel Jones begriffen, von demselben erschossen wurde. Diese Horde ist sehr kriegerisch gesinnt, und verursachte der Nation schon manche Unfälle, zuletzt trennte sie sich und schlug ihren Wohnsitz bei Grenville auf, schmolz im letzten Kriege sehr zusammen, und bezog dann ihren alten Standplatz von Tippecanoe.

4. Die Chillicothe Horde, hat keinen bestimmten Wortbegriff und bedeutet blos einen Platz des Aufenthaltes.

Die Indianer glauben allgemein daß sie in diesem Welttheil erschaffen sind. Die Sage der Schawanesen bezieht sich auf weiter nichts, als auf die Ueberkunft über einen Theil der See von Westindien, oder die Mississippi. Der Ackerbau macht nur geringe Fortschritte, doch findet er mehr Eingang als das Christenthum. Im letzten Jahre lieferte der amerikanische Agent 60 Pflüge an sie ab, nebst andern Werkzeugen und Geräthen, ein großer Vorrath derselben ist von den Quäckern herbeigeschafft worden. Die jährliche Versammlung der Quäcker in Irland giebt 150 Pfd Sterling zu diesem Endzweck. Die Schawanesen lösten im vergangenen Jahre

aus verkauftem Rindvieh 1420 Spc. Thaler, und hatten noch einen Stock von Hornvieh von 125 Köpfen und 200 Schweine. Die Senecas und andere haben 400 Schweine und 200 Köpfe Hornvieh. Die Weiandots und Senecas am Sandusky-Flusse haben 1500 Schweine und 500 Köpfe Hornvieh. Die Indianer selbst beginnen sich wieder zu vermehren und scheinen vorzüglich Gefallen an der Viehzucht zu haben, weil sie ihnen nicht so beschwerlich fällt, wie der Landbau. Der reichste Indianer besitzt 70 Sück Rindvieh. Die Reserve der Weiandots ist 19 Meilen lang und 12 Meilen breit, und umfaßt mit von dem besten Lande des ganzen Staates.

Als die Weiandots sich zuerst bei Detroit niederließen, hatte das Land Ueberfluß an allem Gewilde und an Büffeln, welche jetzt nicht mehr auf der Ostseite und südlich von den Seen Kanadas existiren.

Dritter Abschnitt.

Sitten und Gebräuche der Indianer.

Der Krieg wird von dem Hauptkrieger der Nation, so bald er sich oder die Nation beleidigt glaubt, beschlossen. Er erhebt die Kriegskeule, zum Wahrzeichen des erklärten Krieges. Die Hauptleute der Nation suchen ihn mit gutem Rathe zu besänftigen und den Ausbruch zu hintertreiben. Besteht er aber darauf, so geht er hinaus und alle, die für den Krieg stimmen, mit ihm. Es ist selten, daß eine Nation uneins wäre. Das Gedächtniß des ältesten Indianers erinnert sich nicht, daß jemals mehr als eine Hälfte der Nation für den Krieg stimmte. Wenn der Anführer im Kriege aufzieht, bestimmt er den Ort seines Lagers, und geht blos mit einem oder zweien voran, er feuert seine Büchse ab, und erhebt ein Kriegsgeheul, welches von den andern, die ihm folgen, wiederholt wird.

Sie folgen ihm in der zweiten und dritten Nacht. Zermalmter Mais und getrocknetes Fleisch ist die Nahrung des Kriegers auf seinem Zug.

Frieden wird festgesetzt und beschlossen von den Häuptlingen der Nation und ihren Räthen, und Friedens-Unterhandlungen und Friedens-Reden werden immer an sie gerichtet. Ist die Erbitterung der Krieger sehr groß, so kommen die Chefs und ihre Räthe manchmal in große Verlegenheit.

Todtschlag. Ist ein solcher begangen worden, so hat die Familie des Erschlagenen allein das Recht der Vergeltung und der Rache. Die Häuptlinge der Nation haben nichts in dieser Sache zu sprechen, die Verwandten berathen sich untereinander; ist der Thäter überwiesen, und ihre Familie im Stande ihre Rächer ohne Nachtheil auszuschicken, so geschieht es ohne Zeitverlust. Ist der Thäter entflohen, so wird der Nächste in seiner Familie ergriffen. In gewissen Fällen erbietet sich die Familie des Thäters zum Ersatz, und in diesem Falle wird eine verhältnißmäßige Zeit bestimmt, nach Verfluß welcher das Versprochene erfüllt seyn muß, worauf von beiden Seiten streng geachtet wird. Sie lassen es sich immer sehr angelegen seyn, den Thäter selbst habhaft zu werden und zu tödten, um keinen Unschuldigen darunter leiden zu lassen. Der Krieger hat das Recht, seinen Gefangenen zu tödten oder ihm Leben und Freiheit zu schenken.

Gebräuche bey der Mann- und Wehrhaftmachung.

Die Mann- und Wehrhaftmachung geschieht im 15ten bis zum 17ten Jahre. Wenn der Anfang beginnt, nehmen die Knaben zwei Händevoll bittere Wurzeln, und essen sie im Verlaufe eines Tages, und trinken das Wasser, in welches die Blätter dieser Pflanzen eingeweicht waren. Abends essen sie 2 — 3 Löffelvoll gekochten Mais. Dies geschieht 3 — 4 Tage lang, während welcher Zeit sie beständig in der Hütte weilen. Am fünften gehen sie aus, müssen aber mit einem neuen Paar Mokasbus (Schuhe) bekleidet seyn. Zwölf Monathe hindurch

müssen sie sich des Fleisches von jungen Hirschböcken, Bären, des Welschenhahns und der männlichen Vögel enthalten und vom Genusse des Salzes. Während dieser Zeit dürfen sie weder an den Ohren noch auf dem Kopfe kratzen, ausgenommen mit einem Stocke. Vier Monathe lang haben sie ein eigenes Feuer zur Bereitung ihrer Speisen, die sie selbst zurichten müssen. Im fünften Monath dürfen sie Speisen von andern zubereitet genießen, sie müßen aber in, für sie allein bestimmten Gefäßen gekocht werden, und einen eigenen Löffel gebrauchen. Zur Zeit jedes Neumondes trinken sie vier Tage lang ein Dekoct von der Schlangenwurzel, und enthalten sich bis nach Sonnenuntergang aller Nahrung, wo sie dann ein wenig gekochten Mais essen dürfen. Mit dem 12ten Monath beginnt die Ceremonie wie im Anfang. An fünften Tage verlassen sie die Hütte, sammeln Meiskolben, brennen sie zu Asche, und reiben ihren ganzen Körper mit derselben. Am Ende des Monaths unterziehen sie sich einer starken Schweißkur in einem Schwitzhause und stürzen sich dann ins Wasser. Damit ist die Ceremonie geendet. Manchmal werden diese 12 Manathe bis auf 6 — 8 Monathe und auch bis auf 12 Tage eingeschränkt, in welchen aber der ganze Hergang der Ceremonie streng beobachtet wird, welches immer unter der Aufsicht der Leiter der Nation geschieht.

Wenn junge Männer in den Krieg ziehen wollen, begeben sie sich in ein Schwitzhaus, welches zu diesem Behuf eingerichtet ist, bleiben darin und trinken den Thee von bittern Kräutern, dann kommen sie heraus, haben ihre Tornister geschnürt und ziehen aus. Der Tornister ist aus einem alten Teppich gemacht, enthält gestoßenen Mais, getrocknetes Fleisch und Leder zum Flicken ihrer Schuhe. In der Jagdtasche steckt ein Zauberbündel gegen alles Ungemach und Verletzung, das sie Kriegs-Amulet nennen; es besteht aus den Knochen der Schlange und wilden Katze. Folgende Geschichte gab die Veranlassung dazu. Vor alten Zeiten verschlang eine wilde Katze viele ihres Volkes, es wurde eine Falle gelegt worinn sie sich fing, sie wurde dann verbrannt und die Knochen aufgehoben. Die Schlange war im Wasser, das alte Volk sang, und sie zeigte sich, es sang wieder, und sie zeigte sich ober dem

Wasser, es sang zum dritten Mal und die Schlange zeigte ein Horn, und es schnitt einer ab, und es sang zum vierten Mal, die Schlange zeigte ein ander Horn, und auch dieses ward abgehauen. Ein Stück dieser Hörner, und die Knochen der wilden Katze oder des Panthers ist das große beschützende Zaubermittel.

Heyrathen. Ein Mann welcher ein Weib verlangt, freit nie in eigener Person. Er sendet seine Schwester, Mutter oder andere weibliche Mitglieder seiner Familie, zu den Weibern der Familie der begehrten Frau. Die Brüder und Onkel der mütterlichen Seite des Weibes werden zu Rathe gezogen, manchmal auch der Vater, dessen Stimme aber von keiner Bedeutung ist. Ist nichts der Heyrath entgegen, so erhalten die Fragenden den gehörigen Bescheid. Der Bräutigam beschenkt dann die weiblichen Verwandten der Braut mit Teppichen, Kleidern und andern entbehrlichen Artikeln; wird dieses Geschenk angenommen, so ist die Heyrath unwiderruflich, und dem Mann steht es frei die Braut zu besuchen, wann es ihm beliebt; wann er dann eine Hütte gebaut oder eingerichtet, seine Erndte eingebracht und die Küche mit Fleisch versehen hat, führt er sein Weib heim, die Ceremonie ist dann zu Ende und sie sind verheyrathet, oder wie sie es nennen, das Weib ist gebunden; die Benennung ist: das Weib das mit mir lebt, oder die Mutter meiner Kinder.

Ehescheidung geschieht nach dem Willen eines oder des andern Ehegatten. Der Mann kann wieder heyrathen so bald es ihm gefällt, das Weib aber ist an eine gewisse Zeit gebunden. Heyrath giebt kein Recht auf das Eigenthum des Weibes, trennen sie sich so gehören die Kinder dem Weibe, nebst dem was ihr und ihnen eigen ist. Nicht selten nehmen die Weiber auch das noch mit, was dem Mann gehört, ausgenommen sein Jagdgeräth, was sie nicht betasten dürfen.

Ehebruch wird von der Familie des Mannes gestraft. Beschließen sie die Bestrafung, so suchen sie sie habhaft zu werden, die Ergriffenen werden geschlagen, ihnen die Nasen und Ohren verstümmelt. Den Weibern werden die Haare abgeschnitten und selbige im Triumphe im Dorfe umher getragen. Entfernen sich die Verbrecher bis zum großen jährlichen Feste, dann sind

ihre Vergehen abgebüßt, und jede Erinnerung derselben ist verboten.

Opfer und Dankfeste. Die Indianer haben in jedem Jahre zwei große Feste, das vorzüglichste wird im Monath August gefeiert. Der Anfang wird von den Chefs der Nation bestimmt, je nachdem es die Verhältnisse gestatten, oder es die Zeitigung das Maises zuläßt. Dies Fest heißt der grüne Mais-Tanz, oder besser, das Fest des Dankes für die Erstlinge der Früchte der Erde. Es dauert gewöhnlich von 4 — 12 Tage, und gleicht einem großen Feldlager. Die Indianer versammeln sich aus allen Theilen mit ihren Familien und lagern sich mit ihren Zelten um das Raths- oder Verehrungs-Zelt. Das getödtete Wild zum Opfer ist gereiniget, die Köpfe, Hörner und Eingeweide sind auf einen großen weißen gegabelten Pfahl, der sich über das Dach des Rathszeltes ausbreitet, aufgehängt. Die Weiber bereiten den jungen Mais und die Speisen zum Feste. Die Männer nehmen zuerst davon, reiben ihn in ihre Hände, und bemahlen sich Gesicht und Brust damit. Der Hauptchef richtet seine Rede an die Versammlung, dankend dem großen gütigen Geiste für die Wiederkehr dieser Jahrszeit. Bei dieser Gelegenleit erscheinen die Indianer in ihrer besten Bekleidung vom größten bis zum kleinsten. Jede Familie bringt Nahrungsmittel, so viel sie vermag, diese werden zusammen aufgehäuft, und von den Häuptlingen der Nation während des Festes von Tag zu Tag ausgetheilt. In früheren Zeiten wurde dieses Fest in hohen Ehren gehalten. Die Strafen für Verbrechen aller Art, Mord ausgenommen, waren nach Verfluß derselben aufgehoben. Von keinem Volke ward die Güte seiner Gottheit mit mehr und inniger Dankbarkeit anerkannt und gepriesen, als eben von diesen Indianern, und kein Volk ergab sich seiner Gottheit mit so unbegränztem Vertrauen und strengem Halt, als sie.

Die Seneca-Nation auf dem südlichen Ufer des Sees Ontario im Schutze des Staates von New-York hegt den Glauben, daß die Sonne- und Mondsinsternissen von einem bösen Geiste bewirkt würden, der das Licht rauben und auf

die Erde und ihre Bewohner ausschütten wolle. Solche Begebenheiten verursachen immer große Verwirrung unter der Nation, und jeder bemüht sich den bösen Geist zu entfernen, und der Erde ihr Licht wieder zuzuwenden. Dann schreien und rufen sie und veranstalten jeden erdenklichen Lärm, ihn zu erschrecken und niemals verfehlen sie ihren Endzweck.

Unter den Chippewä Indianern herrscht eine ähnliche Sitte. Sie glauben, bei diesem Ereigniß wären Sonne und Mond in einem Kampfe begriffen, der ihnen das Licht raube. Ihre große Unternehmung ist daher, das Gefecht zu beendigen und die Streitenden zu trennen. Darum erfüllen sie die Luft mit Schreien und Rufen, um dadurch die Aufmerksamkeit der Kämpfenden auf sich zu ziehen, und das Licht sich wieder zuzukehren. Sonne und Mond trennen sich, und Chippawä erfreut sich des freundlichen Lichtes der Sonne wieder.

Unter den Indianerhorden am Columbia-Fluß, und unter einigen am Missuri, ist die Sitte der Beisetzung der Todten von Rang folgende. Der Leichnam eines angesehenen Mannes wird mit seinen Zierrathen und Waffen in ein Canoe (Canu) gelegt. An beiden Enden desselben werden gedrehte Bastseile befestigt, dasselbe zwischen zwei Bäumen aufgehängt und so der Leichnam der Fäulniß der freien Luft ausgesetzt.

Die Bewohner vieler Inseln der Südsee haben diese Sitte. Unstreitig stammen auch diese aus Australasien.

Die Geschichte der fünf Nationen beweißt, daß sie den Kanibalismus früher im Gebrauche hatten. Die Ottawas speiseten das kleingehackte Fleisch ihrer Gefangenen in Suppen. Das letzte Kanibalen Fest hielten die Miamis vor mehr als 35 Jahren, seit dieser Zeit ist die Menschenfresserei ganz abgekommen. In früheren Zeiten soll sie jedoch sehr gemein und verbreitet gewesen seyn.

Menschenopfer kommen bei verschiedenen Indianer-Stämmen des Westen noch vor, jedoch nehmen auch diese durch den Einfluß der vereinigten Staaten-Agenten gänzlich ab.

Folgender Gesang in der Sprache der Osage-Indianer bei dem Präsidenten der vereinigten Staaten in Washington im Jahr 1805, von dem Gesandten der Osage-Nation, und von dem Dollmetscher erklärt, beweißt den Zustand der Dichtkunst unter diesen Indianern. Er spricht von der Reise nach Washington, von dem Besuche bei dem Präsidenten der vereinigten Staaten und von der Zufriedenheit mit der Aufnahme, womit sie ihr großer Vater (wie sie den Präsidenten nennen) beglückte.

1.

My Camerades brave, and friends of note,
You hither came from lands remote,
To see your grand exalted Sire,
And his sagacious words admire.

2.

The Master of your life and breath *)
Averted accidents and death,
That you might such a sight behold,
In spite of hunger, foe and cold.

3.

Ye red Men! since ye here have been,
Your great white Father ye have seen,
Who cheer'd his children with his voice,
And made their beating hearts rejoice.

4.

Thou Chief Osage! fear not to come,
And life awhite thy silvan home,
The path we pass'd is clear and free,
And wide and smoother grow's for thee.

---

*) Meister oder Herr des Athems oder des Lebens nennen sie ihre oberste Gottheit.

A. d. Verf.

5.

Whene'er to marche thou feel'st inclin'd,
We'll form a lengthening file behind;
And dauntless from our forest walk,
To hear our great whithe Father's talk.

Der Gegenstand des folgenden Gesanges ist Krieg. Wa-na-pas-ha, der Anführer der Gesandtschaft, ermuntert seine Gefährten, den Tod zu verachten, und in den Waffen das höchste Heil zu suchen. (Dieser starb nach einigen Tagen in Washington).

1.

Say warriours, why, when arms are song,
And dwell on every native tongue,
Do thoughts of death intrude?
Why weep the common lot of all?
Why think that you yourselves may fall
Pursuing or pursued?

2.

Doubt not your Wanapasha's care
To lead you forth and shew you where
The enemy's conceald;
His single arm shall make th'attack,
And drive the sly invaders back,
Or stretch them on the field.

3.

Proceeding with embodied force
No Nation can withstand our course,
Or check our bold career;
Tho' if they knew my warelike fame,
The terrors of my form and name,
They'd quake, or die with fame.

Der Inhalt beider folgenden Poesien deutet auf Freundschaft, sie wurden von mehreren Cherokesen-Häuptlingen bei der nemlichen Gelegenheit gesungen und in der Muttersprache und Uebersetzung von einem Halbindianer aufgezeichnet. Sie bestehen blos aus einem Verse und einem Chor, beide werden so lange wiederholt, bis sie müde und heiser sind. Erotische Lieder oder Anspielungen auf Liebe sind nicht unter ihnen bekannt.

Erster Gesang

Can, nal, li, eh, ne-was-tu.
A friend you resemble.

Chor: Yai, ne, noo, way. E, noo, way, ha.

Zweiter Gesang.

Ti, nai, tau, na, cla, ne-was-tu.
Brothers I think we are.

Chor: Yai, ne, noo, way. E, noo, way, ha.

Vierter Abschnitt.

Statistische Nachrichten über die Indianer.

Aufzählung derselben.

Stämme.	Männer.	Weiber.	Kinder.	Städte	wo sie liegen.
Weiandots	111	125	128	Ober-Sändusky	am Sänduskyfl. 44 A. M. S. der Sändusky-Bai.
dito	8	17	19	Sänes am Mädfluß	Ursprung des Madfl. Grafsch. Campaign. Ohio.
dito	12	16	9	Fort Findlay	Anglaise, an Hallsstrasse.
dito	32	35	30	Salomonstown	große Miami Fluß.
Schawanesen	197	178	184	Wapaykonetta	Urspr. des Anglaize Fl. 27 M. N. v. Piqua.
dito	15	22	35	Hog Bach	Anglaize, 10 M. N. v. Wapaykonetta.
dito	53	56	60	Lewistown	Urspr. der Miami; 35 M. N. O. v. Piqua.
Seneca	129	122	97	Senekatown	Sandusky, zwischen Ober und Nieder Sandusky.
dito	66	65	72	Lewistown	Urspr. der Miami 35 M. N. O. v. Piqua.
Delawaren	29	21	30	ober Sandusky	Sandusky-Fluß
Mohawken	16	19	22	Honig-Back	In d. Nähe v. ob. Sandusky, am Sandusky Fl.
Ottowa	42	41	24	Blanchards fort	Anglaise, 45 M. N. v. Wapagkonetta
dito	24	26	14	kleine Anglaise	Marme Fl. 12 M. W. v. fort Defiance
dito	19	21	16	Rock de Beuf	Am Fuße d. Fälle d. Maume (Miami of the lake)
	753	764	730	= 2257 Seelen	

Der Ottowa Indianer, deren Aufenthalt nicht beständig ist und welche in der Gegend der Miami-Bay leben und an dem südlichen Ufer des Sees Erie sind 150

2407 ganze Zahl der im Staate Ohio lebenden Indianer.

Bericht über die in den vereinigten Staaten lebenden Indianer.

In den neuengländischen Staaten leben . . .	2247.
Im Staate von New York	4840.
Im Staate von Ohio	2407.
In Michigan und den nordwestlichen Territorien	2748.
In den Staaten von Illinois und Indiana . .	15,522.
In den südlichen Staaten östlich v. d. Mississippi	60,102.
In den westlichen Staaten von der Mississippi und südlich vom Missuri	105,321.
Westlich von der Mississippi und nördlich vom Missouri . . . . ,	41,350.
Runde Totalsumme der Indianer östlich der Felsengebirge	150,000.
Runde Tatalsumme der Indianer westlich der Felsengebirge	140,000.
Ohngefähre Anzahl aller in den Vereinigten Staaten lebenden Indianer. . .	400,000

Jetzt bestehende Tractate zwischen den vereinigten Staaten und den Indianern.

In dem Tractate von Greenville, vom 3ten August 1795. verpflichteten sich die ver. Staaten, folgenden Indianer-Nationen jährlich für immer auszuzahlen:

den Delawaren . .	1000	Spec. Thl.
. Weiandots	1000	—
. Schawanesen . .	1000	—
. Miamis	1000	—
. Ottowas . . .	1000	—
. Chippewas . . .	1000	—
. Putawatimis .	1000	—

. Kikapaos . . .	500	Spec. Thlr.	
. Weas	500	—	
. Eel=Rivers . .	500	—	
. Piankesha's . .	500	—	
. Kaskaskias . .	500	=	9,500 Sp. Thlr.

In dem Tractate von Fort Industry, vom 4ten July 1805 machten sich die vereinigten Staaten anheischig, jährlich für immer den Weiandot, Munsee, Delaware und Schawanese Indianern die Summe von 1000 Spec. Thlr. zu gewähren.

Im Tractate von Detroit am 17ten Nov. 1807 machten sie sich verbindlich den

. Ottowa's . . .	800	Spec. Thlr.	
. Chippeway's . .	800	—	
. Weiaudots . .	400	—	
. Putawatimies .	400	=	2,400 Sp, Thlr.

jährlich für immer auszuzahlen.

In dem Tractate von Fort Wayne am 7ten Juli 1803. verpflichteten sich die ver. Staaten, in Betracht der Abtretung der großen Salzquellen am Sahin=Fluß, nahe an der Mündung des Wabash, mit vier Quadrat=Meilen Land um dieselben, denjenigen Stämmen, welche dabei betheiligt sind, jährlich und für immer 150 Büschel Salz zu verabfolgen.

Im Tractat von Vincennes am 13ten August 1813 erhöhten die ver. Staaten das jährliche Einkommen des Kaskaias, jährlich und für immer von 500 auf 1000 Spec. Thlr.

Im Tractate von Gronsland bei Vincennes vom 21ten August 1815 verwilligten die vereinigten Staaten jährlich und für immer den

. Miamis	600	Spec Thlr.	
. Eel=Rivers . .	250	—	
. Weas	250	=	1100 Sp. Thlr.

Im Tractate von Vincennes vom 30 Dec. 1803. gestanden die vereinigten Staaten
den Piankesaw's . . 300 Spec. Thlr. = 300 Spec. Thlr. jährlich und für immer zu.

Im Tractate vom Fort Wayne am 30ten Sept. 1809. versprachen die vereinigten Staaten jährlich und für immer zu bezahlen an

die Delawaren . . .	500 Spec. Thlr.	
. Miamis	700 —	
. Eel-Rivers . . .	350 —	
. Putawatimies . .	600 —	
. Weas	100	= 2500 Spec. Thlr.

In der Convention von Vincennes vom 26ten October 1809 gestanden die vereinigten Staaten
den Weas . . . . . 300 = 300 Spec. Thlr. jährlich und für immer zu.

Und laut dem Tractate von Vincennes vom 9ten Dec. 1809
den Kikapoo's . . . 500 = 500 Spec Thlr. jährlich und für immer, und bei

der Uebereinkunft zu Fort Meigs am 29ten Sept. 1817 jährlich und für immer den

. Weiandots . . .	4000 —	
. Schawanesen . .	2000 —	
. Senecas. . . .	500 —	
. Putawatimies. .	1300 —	
. Chippaway's . .	1000 —	
. Ottowas	1000	= 9800 Sp. Thl.

In verschiedenen zu St. Mary im Staate Ohio abgeschlossenen Tractaten, in den Monaten Sept. und Oct. 1818, verpflichteten sich die vereinigten Staaten jährlich und immer an
die Weiandots . . . 500 —

die Senekas und Schawanesen zu Lewistown.

. . . .	1000 Spec. Thlr.	
. Senecas z. ob. Sandusky	500	—
. Ottowas	1500	—
. Delawares	4000	—
. Miamies	15000	—
. Putawatimies . .	2500	—
. Weas	1850	— zu bezahlen.

Zugleich machten sich die vereinigten Staaten verbindlich, Waffen- und Grobschmiede unter den Indianern zu unterhalten, Eisen, Stahl und das nöthige Geschirr, bis zu dem Belauf von 5000 Spec. Thlr. zu verabfolgen. Die Weiandots erhielten auf ihrer Reserve zu Obersandusky eine Mahl- und Sägmühle, und so die Miamis.

Fünfter Abschnitt.

Zur Sprachkunde einiger Indianer-Horden.

Wortsammlung aus der Sprache der Schawanesen.

1 Negóte.
2 Neschwa.
3 Mitese.
4 Newe.
5 Nialinwe.
6 Negote watwe.
7 Nesch watwe.
8 Saschekswa.
9 Chakatswe.
10 Metatwe.
11 Metatwe Kite negote.
12 . . Kite nechwa.
13 . . Kite nitwa.
14 . . Kite newa.
15 . . Kite nialinwe.
16 . Kite negote watwe.
17 Meta we Kite nesh watwe.
18 . . Kiten saschekswa.
19 . . Kiten ehakatswe.
20 Nisch wati tueke.
30 Nit wábe tueke.
40 Newabe tueke.
50 Nialinwabe tueke.
60 Negote wasche.
70 Nesch wasche.
80 Schwasche.
90 Chaka.
100 Tepawa.
200 Neschwa Tepawa.

300 Nitwa Tepawa.
400 Newa . .
500 Nialinwo . .
600 Negotewatwe.
700 Neschwatwe .
800 Saschekswa .
900 Cakatswe. .
1000 Metatwe Tepawa.
2000 Neschina Metatwe Tepawa.
3000 Netina . . . .
4000 Newena . . . .
5000 Nialinwa . . . .
Wesche, der Hund.
Meschewa, das Pferd.
Metoto, die Kuh.
Meketa, das Schaf.
Kosko, das Schwein.
Poseta, die Katze.
Pelewa, der Puter.
Peschikte, der Hirsch.
Etepate, der Waschbär.
Muga, der Bär.
Kitate, der Otter.
Chakiwesche, Wiesel.
Peschewa, die wilde Katze.
Meschepesche, Panther.
Metoto, der Büffel.
Wabete, das Elenn.
Wawacotchete, der Fuchs.
Oschas qua, das Bisamthier.
Amag qua, der Biber.
Wabethe, der Schwan.
Niake, die Gans.
Scheschepuc, die Ente.
Amata, der Fisch.
Olagasche, das Boot.
Mischiolagasche, Kessel.
Schumacti, Ruder.
Apapewi, Sattel.
Saketonebetcheka, Zaum.
Elene, der Mann.
Equiwa, die Frau.
Skillewayteta, der Knabe.
Squiteta, das Mädchen.
Apetota, das Kind.
Ni wa, mein Weib.
Ki wa, dein Weib.
Wischi ana, mein Mann.
Watche tehe, dein Mann
No ta, mein Vater.
Ko ta, dein Vater.
Ni gah meine Mutter.
Co cumtha, die Großmutter.
Ni schemata, meine Schwester.
Ni teta, mein Bruder.
Ni taneta, meine Tochter.
Pasche tota, der alte Mann.
Mian elene, der junge Mann.
Okema, Vorgesetzte.
Kitchokema, das Oberhaupt.
Schemagana; der Krieger.
Alolaguta, der Miethling.
Sagonas, (b. d. Ottowas) } der Engländer.
Inglisch manahe, }
Tota, der Franzose.
Scha wanese, der Amerikaner. (Langmesser)
Kitchecame, der See.
Kesatwa, die Sonne.
Tepetka kesatwa, der Mond.
Alagwa, die Sterne.
Menquotwe, der Schatten.
Pasquake, die Wolken.
Quacunnega, der Regenbogen.
Unemake, der Donner.

Papapanawe, der Blitz.
Gimewane, der Regen.
Cone, der Schnee.
Wische kuanwe, der Wind.
Nipe, das Wasser.
Scute, das Feuer.
Wepe, Kalt.
Aqueteta, Warm
Mecquama, das Eis.
Ake, die Erde.
Metequeke, die Bäume, und Wald.
Moqueke, die Hügel,
Alwameke, der Boden.
Tawaskote, die wilde Wiese.
Sepe, der Fluß.
Tepo wite, kleine Fluß,
Miskeque, die Pfütze.
Miske kopke, Sumpfboden.
Weschia siske, gutes Land.
Metchia siske, schlechtes Land
Wigwa, das Hauß.
Takat chemoke Wigwa, Rath-Hauß.
Wische menetu, der große oder gute Geist.
Matche menetu, der böse Geist.
Nepwa, der Tod.
Lenawawe, Tod.
Akqueloge, krank.
Wesche laschamamo, wohl.
Dame, das Korn.
Cawaske, der Weitzen.
Miscuche-take, die Bohnen.
Miasche-take, die Kartoffeln.
Openiake, die Rüben.
Usketomake, die Melonen.
Schekagosheke, die Zwibeln.
Meschemenake, der Apfel.
Pacuna, die Nüsse.
Pacan, die Nuß.
Metequa, die Flinte.
Tecaca, die Axt.
Cheketecacu, Schlachtbeil, Wurfbeil,
Manese das Messer.
Macate, das Pulver.
Alwe, das Bley.
Schakeka, Feuersteine.
Naquaga, die Falle.
Petacowa, der Huth.
Peleneke, das Hemd.
Aquewa, der Teppich.
Petewa, das Schnupftuch.
Metetawawa, eine Beinbekleidung. (Leggins)
Wawale, die Eier.
Weothe, der Meth.
Nepepimma, das Salz.
Taquana, das Brod.
Acoqua, der Kessel.
Melassa, der Zucker.
Schiskewapo, der Thee.
Cobeka, Arzneymittel.
Olame ne tag ke loge, ich bin sehr krank.
Ne wesche la scha ma mo, ich befinde mich sehr wohl.
Wasche bi sche ke, ein schöner Tag,
Mes quet wi, ein trüber Tag,
Nec-ana, mein Freund.
Match-elene-tata, mein Feind. (mein böser Mann.)

Neweeanetepa Wesche - manitu, der große Geist ist der Freund der Indianer.

Wesche-catwela Keweschelawaypa, laßt uns immer gutes thun.

Namen der Flüsse in der Sprache der Schawanesen.

Kiskepila - Sepe, von Kiskepila ein Adler und Sepe ein Fluß, der Ohio-Fluß.

Kenaway, bedeutet viele Wirbel habend, einige glauben daß ein böser Geist darinnen wohne, der alles auf den Grund hinab zöge.

Scioto, von den Weiandots so genannt, die früher an ihm wohnten, Bedeutung unbekannt.

Schi - meami Sepe, die große Miami.

Cheke - meami Sepe, die kleine Miami.

Muskingum, ein Delaware Wort, bedeutet eine Stadt an einem Fluß-Ufer. (Schawanesisch Wakitamo Sepe hat die nämliche Bedeutung.

Hockhoking, ein Delaware Wort, (Schawanesisch Wiatakag qua, oder Bouteillen-Fluß.)

Anglaize - Fluß, Coutenake Sepe, ein Fluß mit Bäumen überstürzt.

St. Mary Fluß, Cocoteke Sepe, Kessel-Fluß.

Miame, (of the lake) sonst auch Maumi, Ottawa Sepe. Ottawa-Fluß weil die Ottawas immer da wohnten.

Blanchards - Bach, Arm der Anglaize, Schapquate Sepe, oder Schneiders-Bach. Blanchard war ein Schneider, oder ein Mann der nähte, ein geborner Franzose; er heyrathete eine Schawanesin, lebte wohl 30 Jahre unter den Schawanesen, starb 1802 und hinterließ 7 Kinder, Halbbrut, die jetzt noch leben.

Hog - Bach, (Schwein-Bach) Koske Sepe. Mackee, ein Brittischer Agent residirte hier an den Quellen des Mad-Flusses, und vermuthete einen Einfall der vereinten Staaten-Truppen ins Englische Gebiet, darum schickte er seine Schweine unter der Huth von Indianern hieher, und dadurch entstand der Name.

Sandusky - Fluß, Potake Sepe, Der reißende-Fluß.

Detroit-Fluß, Kekakamege, ein Engpaß.

Kentuky, bedeutet an den Quellen des Flusses.

Liking-Fluß, Nepepenime Sepe, von Nepepenime, Salz, und Sepe Fluß, Salz-Fluß.

Mad-Fluß, Athene Sepe, Flacher glatter Stein-Fluß.

Cumberland-Fluß, Maquehoque Sepe, Bedeutet ein Baum mit einem großen Knoten, oder Auswuchs. Dieser Baum stund am Ende des indianischen Pfades wo er durch diesen Fluß ging. Es wurde nach und nach zur Sitte unter den Indianern, daß jeder Indianer, der diesen Pfad passirte, ehe er durchs Wasser ging, diesen Baum pfeifend umkreiste. Wenige jedoch konnten dies in einem Athemzug thun.

Wortsammlung aus der Weiondot-Sprache.

1 Scat,
2 Tin di.
3 Schät.
4 Andat.
5 Wi isch.
6 Wau-schau.
7 Suture.
8 Autarai.
9 Ain tru.
10 Aug-sag.
20 Ten deit a-wau sa.
30 Schat ka-wau sa.
40 An dagh ka-wau sa,
50 Wee isch a-wau sa.
60 Wau schau-wau sa.
70 Sa ta re wau-sa.
80 au tarai-wau sa.
90 Ain tru-wau sa.
100 Scute main gar we.

Ta main de zu, Gott.
Ye wau ste, Gut.
Wau sche, Böse,
Degschu re noh, der böse Geist
Yaro nia der Himmel.
Degschunt, die Hölle.
Ya an desra, die Sonne.
Wau saut-ga desra, der Mond.
Teg schu, die Sterne.
Cag ro niate, der Schatten.
Ot se ra, die Wolken.
Izuquas, der Wind.
Ina an du se, es regnet.
Heno, der Donner.
Timmendiquas, Blitz.
Umaitsa, die Erde
On`scan oto, der Hirsch.
Anu e, der Bär.
Ha in tero, der Waschbär.
The na in tonto, der Fuchs.
Sa taje, der Bieber.
Su hoh main dia, der Wiesel.
Dai tonta, der Puter.
Ogta e, das Eichhörnchen.
Ta wen de, der Otter.
Ynn je no, der Hund.
Kin ton Squa ront, die Kuh.
Ug schut te; das Pferd oder Mann-Träger.

Y w hanck, die Gans.
Yu in ge, Ente.
Ain ga hon, der Mann.
Uteke, die Frau.
Ya wit sento, das Mädchen.
Oma int sente ha, der Knabe.
Che a ha das Kind.
Ha o tong der alte Mann.
Ut sin dag sa, die alte Frau.
Azut tun oh oh, mein Weib.
Nay hah, Korn.
Ja re sa, Bohnen.
Da win da, Kartoffeln.
Onug sa, Melonen.
Eruta, das Gras.
Ha on tan, das Unkraut.
Ye aronta, die Bäume.
O tu ta, das Holz.
Ye ano scha, das Haus.
Wo ra minta, die Flinte.
Teg sta, das Pulver.
Ye at ara, das Blei.
Ta weg ske ra, der Feuerstein.
wene asch ra, das Messer.
din tat si, der Teppich.
ya yan e ti, der Kessel.
we at se wie, Stumm.
o way ta, der Meth.
ye an da wa, der Fluß.
da ta ru, das Brod.
Log ques tut, der Thaler.
Co tu risch, das Hemde.
ya ri, Fuß-Bekleidung.
te ques ti eg tas ta, die Schelle.
qua sche ta, der Sattel.
Cong schu ri, der Zaum.
Siesta, das Feuer.
ta isch ra, der Boden.
Quis quesch, das Schwein.
Ye a no schu wan a, das große Haus.
Ya yan qua'ke, das Kornfeld.
So he asch i ja ha, Bisamthier.
dusch rat, die Katze.
Skaink qua ha, die wilde Katze.
Ca in Jia he na qua, der Maulwurf.
tu en gen sik, die Schlange.
Sun day wa schu ka, der Frosch.
Saray a mi, ein Amerikaner, (Langmesser).
Qu han stro no, ein Engländer.
tu hu car o no, ein Franzose.
ha en ye ha, mein Bruder.
a en ya ha, meine Schwester.
ha yes ta', der Vater.
ane he, die Mutter.
Schat wu ra, krank.
Su were he, wohl.
ture a, kalt.
Otere a ute, warm.
de, ne ta, Schnee.
disch ra, Eis,
Sa nu dus ti, Wasser.
Ne at aru, der Freund.
Ne mat re zue, der Feind.
tre zue, der Krieg.
Scan o ni, der Frieden
Scan day ye? bist du verheirathet?
au so a sonte te sandaige, ich bin noch nicht Verheirathet.
Owa he, komm her.
Sa'cati arin ga, geh weg.
Ska in gan ta qua, du plagst mich

Ja karon se, ich fürchte mich.
Yu mowmoi e, ich liebe dich.
jung squa his, ich hasse dich.
aya ki, Ich gehe in den Kampf.
Eno moi ando sken onie, ich liebe den Frieden.
away te ken omie, Ich liebe alle Menschen.
one eke wisch eno, Ich habe meine Feinde besiegt.
J car tri zue eg sta har taken-ome-enuma, Ich hasse die weißen Leute.
J om wen, Indianer.
Ahon e si, der schwarze Neger.
Yar da squa, der Gefangene.
Run ne squa hun, Er ist ein Dieb.
Rum wae tawa stee, ein guter Mann.
ye ent so, ein Fisch.
At su mest, Pflaumen.
saw se wat, Aepfel.
Ya hick, Frucht.
anu ma ke he one, Salz, oder des weißen Volkes Zucker.
Seke ta, Zucker.
Se ke ta, Honig.
un da quont, Bienen.
ara schu (Mokasons), Schuhe.
tu o qua no u, wie geht es dir?
J ye et sa ti, Ich bin bekümmert.
Yat o re schas ta, Ich bin hüngrig.
E sa ta ha, Du sollst satt werden.

E hy e ha hongz, ich färbe.
Ho ma yen de zuti et te rang, Gott vergebe mir.
Qus quas run di, der Anglaize-Fluß oder der mit Bäumen verstürzte Fluß.
Que tu wa, Blanchards-Arm der Auglaize.
Sa anduste, Sandusky, der Fluß durchs stille Wasser.
da rei qua, Muskingum, ein Wohnplatz.
Ya scha hia, der Cajahoga-Fluß, des Sees Erie.
Ca a ten du te, Miami-Fluß des Sees Erie oder der stehende Fels.
Yung ta rez ue, das Meer.
Yong ta ra, Die Seen Kanadas.
Jon do tia, Detroit, oder die große Stadt.
tuen da wie, Fort Defiance, oder ein Zusammenfluß von zwei Flüssen.
tat a ra ra, oder das sich lehnende Ufer.
tu ent a hah e wa ta, der Landungsplatz, oder der Ort wo am Wasser die Straße beginnt.
o he zuh, der Ohio-Fluß, oder etwas großes.
Yon da we zu, die Mississippi, oder der große Fluß.

Fünftes Hauptstück.

Die Caraïben in Westindien.

Erster Abschnitt.

Häusliches Leben derselben.

Sitten, Gebräuche und andere Unterscheidungszeichen der Caraïben waren eigenthümlich, und meistens von denen der übrigen Eingebornen Westindiens sehr verschieden. Auch mit den Mexikanern und Peruanern hatten sie in dieser Hinsicht keine große Verwandtschaft, und glichen sie ihnen auch in einigen Zügen, so waren sie in andern wieder sehr entfernt von denselben. Vielleicht daß ihre Vorfahren vom festen Lande Amerikas nach diesen Inseln verschlagen wurden. Die Verschiedenheit der Lage und die Nothwendigkeit der äußern Verhältnisse, in welche sie sich hier bequemen müssen, brachte dann die Verschiedenheit ihrer Sitten, Gebräuche und Kultur hervor. Vielleicht auch, daß ihre Vorfahren zu einem civilisirten Volke gehörten, welches in frühen Zeiten auf den westlichen Meeren Europas und Afrikas, im Handel begriffen, von dem Passat-Winde ergriffen, nach Westindien geführt wurde, und hier im Laufe der Zeit wieder in denjenigen Zustand der Menschheit gerieth welchen wir Wild nennen. Jenes Volk, welches die Spanier Guanches heißen, und im Jahr 1402 von Juan Belencourt auf den Canarischen Inseln gefunden wurde, waren Wilde. Diese Inseln waren den Alten unter dem Namen der „glücklichen Eiländer" sehr wohl bekannt. Zur Zeit ihrer neuen Entdeckung wußten die Einwohner nicht, daß es außer ihren Inseln noch eine Welt gäbe. In ihrem Aeußern glichen sie dem Volke das auf der Küste von Afrika in einer Entfernung von 150 und 180 Meilen von ihnen wohnt; aber ihre Sprache, Sitten und Gebräuche waren ganz von denselben verschieden. Ihre Haut ist braun und die Nase breit; sie waren gewandt, besonnen und thätig. Ein Theil derselben wurde von den Spaniern civilisirt, ein anderer zog sich in die Gebirge zurück. Die Spanier erzählten viele sonderbare Mährchen von den Riesenkörpern von 15 und 16 Fuß Länge, welche sie in Katakomben auf

den canarischen Eilanden gefunden haben wollten. Bei den Guanchen war keine Spur ehemaliger Civilisation und keine Künste und Wissenschaften anzutreffen, auch waren sie selbst mit dem Gebrauche des Eisens unbekannt.

Die Caraïben trieben mehr Künste, standen aber in Hinsicht ihrer Thätigkeit den Guanchen weit nach. Mag ihr Ursprung nun seyn welcher er wolle, so lebten sie in einem üppigen Klima, welches sie aller Mühe, aller Sorgen für Nahrung und aller Arbeit enthob. Sie wußten wie sie ihre Wohnungen und Vorrathskammern zu bauen, ihre Boote zu zimmern ihre Bedeckung und Körbe und Hängmatten zu bereiten, und ihre Waffen zuzurichten hatten.

Pater Labat giebt uns die Beschreibung von der einzigen, auf Martinico, im Jahr 1696, noch übrig gebliebenen Caraïbischen Hütte. Sie hatte eine Länge von 64 Fuß, und eine Breite von 24 Fuß, die Posten waren rauh gezimmert und der kürzeste 9 Fuß hoch über dem Grund. Die Länge der übrigen bestimmte die Höhe des Daches. Die Windseite war mit einer Art Weidenflechtwerk geschlossen, und das Dach mit den Blättern des wilden Pisangos gedeckt, welche viel größer sind als die des fruchttragenden, 2 — 4 solche Blätter geben einen großen Sonnenschirm. Die Latten des Daches waren von Rohren. In dem Flechtwerke des verschlossenen Endes war eine Oeffnung in die Küche, 10 Schritte von der großen Hütte befand sich ein anderes Gebäude, ohngefähr die Hälfte so groß wie das vorhergehende, dieses war durch eine Rohrwand in zwei Hälften getheilt. Der erste Raum diente zur Küche, wo die Weibsleute sich aufhielten, und ihre Cassada bereiteten; die zweite Hälfte war die Wohnung der Weiber und derjenigen Kinder, welche noch keinen Zutritt in die große Hütte hatten. Alle Abtheilungen waren mit Hängematten und Körben versehen. Die Männer bewahrten ihre Waffen in ihrer Hütte, Flechten war eine Beschäftigung der Männer, die der Weiber die Verfertigung der Hängematten. An den Querbalken hingen eine Menge Bogen, Pfeile und Keulen. Der Boden der Hütte war eben und rein, ein gestampfter Estrich, nach den Seiten zu abhängig. In

einem Drittel der Länge der Hütte brannte ein gutes Feuer, um welches sich die Männer versammelten, oft unterfeuerten, und Taback rauchten in einer Stellung als wären sie im Begriffe ihre Nothdurft zu verrichten, und die Fische erwarteten, welche die Weiber auf dem Roste brieten.

Der Gebrauch der Hängematten unter den Caraïben gab mehreren die Veranlassung zur Vermuthung, daß sie von Seeabentheurern abstammten, die nach Westindien verschlagen wurden, und zu Lande ihre Gewohnheit in solchen Matten zu schlafen, fortsetzten. Diese Hängematten trift man aber sowohl bei den Bewohnern der größern Westindischen Inseln, als auch bei den Indianern des festen Landes an. Ob diese die Gewohnheit zuerst von jenen, oder jene von diesen annahmen, ist unbekannt. Sie wurden von grobem Baumwollen-Zeuge gemacht, und waren 6 bis 7 Fuß lang, und 12 bis 14 Fuß breit. An beiden Enden wurden Stränge oder Bänder befestigt, die stark und wohl gedreht und 2 bis 3 Fuß lang waren, jeder dieser Stränge bekam an seinem Ende eine Schleife, sie wurden dann alle in ein langes starkes Seil eingefaßt und daran zwischen zwei Pfosten des Hauses in die Höhe gezogen. Die meisten dieser Hängematten waren roth, mit dem Raucau (oder Arnatto) gefärbt, andere roth und schwarz, schachbrettartig, mit großer Genauigkeit. Die Verfertigung derselben war blos Geschäft der Weiber, denn ein Caraïbe würde sich für immer entehrt gehalten haben, wenn er sich erniederigt hätte, eine Hängematte zu färben oder zu mahlen. Diese Arbeit kostete die Weiber viele Mühe und Zeit. Wegen der Größe und Dicke des Tuches wurden zur Verfertigung einer Hängematte zwei Weiber erfordert, denn die Caraïben haben weder Kenntnisse noch Fleiß genug, Webstühle zu verfertigen. Der Zettel zur Hängematte, wird an zwei Stücke Holz, die auf beiden Seiten der Hütte gelegt sind, befestigt und ausgespannt, abwechselnd über und unter die Drähte des Zettels wird denn der Einschlag geschoben und mit einem schweren hölzernen Messer zusammengetrieben. Diese Hängematten sind von vorzüglicher Güte, gleichförmig und dem Aufplatzen nicht so sehr unterworfen.

Die Caraïben waren von etwas mehr als mittlerer Statur, gut und verhältnißmäßig gebaut, und ihr Aeußeres gefällig. Der vordere Theil des Kopfes hatte wegen seiner Flachheit ein besondres Aussehen. Zur Zeit ihrer Geburt waren ihre Köpfe gestaltet wie die anderer Menschen, allein so lange die Schädelknochen weich, wurden sie mit Gewalt flach gedrückt, welches durch das feste Aufbinden eines Stück Bordes bewerkstelligt wurde, das auf dem Kopfe befestigt blieb, bis der Schädel der Kinder die gewünschte Gestalt angenommen hatte. Standen sie aufrecht, so konnten sie durch diese Mißgestaltung senkrecht, lagen sie auf dem Boden, über ihre Köpfe sehen, was sie wahrscheinlich dadurch bezwecken wollten. Sie hatten kleine schwarze Augen, welche jedoch durch die Flachheit des Kopfes weit größer schienen. Ihre Zähne waren schön weiß und gleich, die Haare lang und dunkel schwarz, den Glanz derselben brachten sie durch das Salben mit dem Oele der Palma Christi zu Stande, welche sie Parapat nannten. Ueber die eigenthümliche Farbe ihrer Haut ist schwer zu entscheiden, weil sie immer mit Raucau gefärbt erschienen, was ihnen das Ansehen „gekochter Krebse" gab. Dieser Farbeüberzug schützte sie vor der Einwirkung der brennenden Sonnenstrahlen, und hielt die zahllose Menge stechenden Ungeziefers von ihnen ab, das sie bei nackter Haut verzehrt haben würde, so aber sie nicht berührte. Zugleich hielten sie dieses Farbenkleid als eine große Zierde. Wollten sie vornehme Besuche abstatten, so bemahlten sie ihre Weiber, welches ihr Geschäft war, mit schwarzen Streifen im Gesichte, welches mit dem Safte des Genipa-Apfels geschah. Jeden Morgen, sobald sie aus ihren Hängematten aufgestanden waren, wuschen sie sich in der See oder in einem Flusse, ließen sich von der Sonne trocknen, kehrten dann nach der Hütte zurück, wo ihnen die Weiber die Haare banden, ölten und sie mit in Parapat aufgelößtem Raucau vom Kopf bis zu Fuß mit einem pinselartigen Wische anstrichen. Die schwarzen Linien des Gesichtes dauerten gegen 9 Tage, worauf sie erloschen. Ueber diese Ausstaffierung ging den Caraïben nichts. Um den Leib trugen sie einen Gürtel oder Band, woran ein Stückchen Tuch hing 5 — 6 Zoll breit, und von schicklicher Länge, zur Bedeckung der Schaam. Zugleich trugen sie in diesem Gürtel kleine Waffen. Die männlichen Kin-

der trugen bis zum 12ten Jahre einen Gürtel ohne Tuch. Ihr äußeres hatte einen Zug von Melancholie, sie waren harmlos und friedfertig, aber von Leidenschaften gereizt, wandelten sie sich in Furien um.

Die Weiber waren nicht von so schlankem Körperbau wie ihre Männer; doch gleichfalls gut gebaut, und meist ziemlich beleibt und fett. Ihre Augen und Haare waren schwarz, die Gesichter rund, der Mund klein und die Zähne weiß. Ihre Miene war fröhlich und munter, ihre Haltung gefällig und angenehmer als die der Männer, doch waren sie zurückhaltend und bescheiden. Sie bemahlten sich roth mit Raucau, aber nie mit Schwarz zugleich wie die Männer. Ihre Haare waren hinter dem Kopfe zusammengebunden und in einen Netze von Baumwolle befestiget. Um den Leib trugen sie einen Gürtel mit einer kleinen Schürze, welche mit eingefaßten Körnern oder Korallen von allerlei Farben geziert waren. Um ihren Nacken trugen sie breite Halsketten genannt Camisa von getrockneten farbigen Beeren. An jedem Arme befanden sich zwei Bracelets von der nemlichen Beschaffenheit.

Eine besondere Zierde der Frauensleute war eine Art Halbstiefel von Baumwolle gemacht, sie waren gerade über den Knöcheln angelegt und hatten eine Höhe von 4 — 5 Zoll. Wenn die Mädchen ohngefähr 12 Jahre erreicht hatten (die Caraïben sind nicht genau in Nachzählung ihrer Lebensjahre, und gleichen darin den übrigen Indianern des Continents), so wurden ihnen diese Halbstiefel, von den Müttern und weiblichen Verwandten bereitet, angelegt. Sie zogen sie niemals wieder ab, bis sie selbst herabfielen, oder durch einen andern Zufall abgelößt wurden, sie waren so fest an das Bein angelegt, wo sie zu bleiben bestimmt waren, daß sie sich weder auf noch abwärts bewegen oder schieben konnten. Wenn diese Halbstiefel angelegt wurden, waren die Beine noch nicht völlig ausgewachsen, darum veranlaßten sie, daß bei zunehmenden Wachsthum derselben, die Waden viel stärker und härter wurden, als sie ohne dieses Zwangsmittel geworden; sie waren oben und unten mit einem starken wulstigen Rande versehen, von denen der obere einen Zoll, der

untere einen halben Zoll dick war. Der Zierrath gefiel den Frauen sehr, sie trugen ihn ihre Lebzeit hindurch, und wurden darinn beigesetzt. Wenn ein junges Mädchen im achten bis zehnten Jahr mit der Camisa und im zwölften mit dem Halbstiefeln bekleidet worden, zog sie sich aus dem Kreise ihrer jüngern Jugendgespielen zurück, und hielt sich blos zu ihrer Mutter und ältern weiblichen Verwandten, deren strengerer Zucht sie nun unterworfen ward. Es war jedoch ein gewöhnlicher Fall, daß solche Mädchen, zur Zeit wenn sie austraten, von einem ihrer männlichen Jugendgespielen als Braut erklärt ward, der auf sie wartete bis beide das erforderliche Alter erreicht hatten.

Nachdem die Caraïben mit den Europäern bekannt wurden, vermehrte sich ihr Anzug um ein Putzartikel, den anfänglich blos die Weiber nachher aber auch die Männer trugen. Er hieß Pagn, bestund aus einem Riemen Tuch, welcher zweimal um den Körper unter den Achselhöhlen geschlungen wurde, und dessen beide Ende bis auf die Mitte der Schenkel herab hingen. Er wurde aber nur als größter Staat betrachtet.

Die Caraïben genoßen ihre Speisen meist geröstet oder gebraten, etwas gekochtes oder gedämpftes rührten sie nicht an, ausgenommen Krebse. Fische und kleine Vögel steckten sie an hölzernen Stäben entweder gegen das Feuer gelehnt, oder senkrecht, und drehten sie so lange herum bis sie auf allen Seiten gar waren. Größere Vögel als Papagayen, Tauben u. s. w. warfen sie ungerupft aufs Feuer, nachdem die Federn abgebrannt waren, steckten sie sie in die heiße Asche. Die Haut oder Kruste, welche von den verbrannten Federn herrührte, ließ sich dann leicht abschälen, und das Fleisch war wohlschmeckend und rein, und soll auf diese Art bereitet, der europäischen vorzuziehen sein. Ihre Fische warfen sie durcheinander ins Feuer, mit Holz, Asche und Kohlen, und drehten sie bis sie gar waren. Bei ihren Malzeiten bedienten sie sich gewöhnlich zweier Matatus, oder Tische; einen war für das Cassada oder Cassava, welches ihr Brod war, und der andere zu Fischen, Vögeln oder Fleisch, Krebsen, Piementado u. s. w. bestimmt. Das Piementado verfertigten sie aus dem Safte vom Manioc, gos-

ten eine Infusion von zerdrücktem Pimento (Jamaikapfeffer) mit Zitronensaft oder eine andere Säure hinzu. Dies war ihre Lieblingsbrühe, sie genossen sit mit jeder Speise, und immer so heiß, wie sie nur trinken konnten. Von Krebsen bereiteten sie eine dicke] Suppe, und assen sie blos gekocht aus geflochtenen Körben, die sie immer vor sich stehen hatten. Die gebratenen Fische wurden aus der, durch die verbrannten Floßfedern und Schuppen entstandenen Rinde oder Kruste herausgezogen. Die Matattus dienten zu Tellern und Tischen zugleich. Wer immer zur Stunde der Mahlzeit in die Hütte trat, hatte das Recht nieder zu kauern und mit zu essen, darum dachte niemand daran, jemand zum Essen einzuladen. Sie kauerten essend um ihre Tische herum ohne ein Wort zu sprechen; mit besonderer Geschicklichkeit wußten sie auch die kleinsten Füße der Krebse zu erbrechen. Wenn die Mahlzeit vorüber war, stunden sie mit eben so wenig Umständlichkeiten auf. Die Durstigen labten sich an Wasser oder anderm Getränke, einige ruhten, andere faullenzten in ihren Hängematten, und andere unterhielten sich mit Gesprächen. Die Weiber durften nie mit den Männern zugleich an demselben Tische essen, sondern mußten auf selbige warten bis sie fertig waren. War nur ein Caraïbe in der Hütte, so assen seine größten Knaben mit ihm, die Mädchen mußten mit ihrer Mutter in der Küche essen, dorthin trugen sie, sobald die Männer gegessen hatten, die Tische und Speisen, welche übrig geblieben waren. Während die Weiber ihre Mahlzeit in der Küche zurichteten, fegten die Mädchen die Hütte wo die Männer gegessen hatten. Weiber, Töchter und die kleinen Kinder kauern nun auf die nemliche Weise um die Matattus nieder wie die Männer, und verzehren ihr Mahl.

Die Caraiben bereiteten verschiedene Arten von Getränken. Eine Art derselben nannten sie Wiecu, und es wurde von den Europäern nachgemacht. Sie machten auch irdene Gefäße deren kleinstes eine Pinte, und die größten 15 — 20 Gallonen halten konnten. In letzteren bereiteten sie das Wiecu. Ein solches Geschirr wird bis zu 5 — 6 Zoll mit Wasser gefüllt, dann einiges zerbrochenes Cassava, 12 — 15 süsse zerschnittene Kartoffeln hineingeworfen und ohngefähr 3 — 4 Quart süßer Fruchtsaft zu-

gegossen. Hatten sie Zuckerrohr, so zerschnitten sie 8 — 10 reife Rohre in kleine Stücke, quetschten sie mit eben so viel reifem Pisang oder Bananas und setzten dieses noch hinzu. Die Mündung des Geschirrs wurde dann verschlossen und nachdem es 2 — 4 Tage gegohren hatte, wieder geöffnet und der ausgetriebene Schaum und Unreinlichkeit mit einem von Flaschenkürbis gemachten Seiher gereinigt, worauf das Getränke fertig war. Es glich dem Bier an Farbe und Wirkung. Es war stark, nährend, erfrischend und berauschend. Auf Feste bereiteten sie besonders starkes; dabei hielten sie ihre Trinkgelage, welche meist mit Mord und Todschlag endigten.

Eine andere Art ihres Getränkes hieß Mabie, es war aber nicht so häufig im Gebrauche wie das vorhergehende. Dieses wurde auf die nemliche Weise, wie das Wiecu aus Wasser, feinem Syrup, süßen Kartoffeln und Orangen gemacht. Dieses Gemische hat in 30 Stunden gegohren, schien erfrischender und angenehmer in Farbe und Geschmack als das Wiecu, ohngefähr dem Birnmost ähnlich, wirkte aber nachtheilig auf die Gesundheit, war sehr berauschend, und verursachte Blähung und Kolick.

Außer diesen beiden Getränken verfertigten die Caraiben, nachdem der Cachu und Anana auf ihren Eiländern eingeführt war, von deren Früchten eine Art Wein, welcher außerordentlich stark und berauschend war. Der Saft der Anana ist nachdem er gegohren hat, außerordentlich kaustisch, und gefährlich viel davon zu trinken.

Das Manioc, wovon das Cassava oder Cassada gemacht wurde, war ein Hauptnahrungsmittel der Caraiben. Es wächst an der Wurzel einer Staude, die 7 — 8 Fuß hoch und so dick wie eines Mannsarm wird. Die Rinde ist grün, roth, violet, Stamm und Aeste sind voll Knospen oder Knoten, wo alte Blätter abgefallen und neue sich hervor drängen. Die Blätter des Maniocs wachsen in Büscheln, und sind wie die süßen Kartoffeln gestaltet. Das Holz ist weich und sehr zerbrechlich. Die Pflanze gedeiht besser von Ablegern oder Reissern als von

Samen. Die Hauptwurzel treibt 3 — 4 Nebenwurzeln, aus dem Stamme selbst gehen sonst noch 7 — 8 andere, deren Dicke und Länge sich nach dem Alter der Staude und der Güte des Bodens richtet. Die gewöhnliche Größe der Wurzeln ist die der Rothrüben, manchmal viel größer, in ihrer Konsistenz gleichen sie der Pastinackwurzel, und reifen gewöhnlich in acht Monaten. Die beste Wurzel ist die weiße, und diese allein reift in dieser Zeit. Die breitblättrige, rothe, und andere Sorten erfordern 16 — 18 Monate zu ihrer Reifung. Diese Staude wurde auf folgende Weise von den Caraiben gebaut. Es wurden im Felde 6 Zoll tiefe Furchen, 3 Fuß weit von einander ausgegraben, in diese legten sie Reiser des Manioc, die gegen 18 Zoll Länge hatten, ein Ende derselben sah aus der Erde hervor das übrige wurde mit Grund bedeckt. Die Pflanzen mußten rein von Unkraut erhalten werden. Zur Zeit der Reife wurde der Stock mit samt den Wurzeln, wie Kartoffeln ausgezogen, und die etwa stecken gebliebenen ausgegraben, welches leicht war, da die Wurzeln nicht tief in die Erde greifen. Die Wurzeln wurden dann von ihrer Rinde und Haut gereinigt, und zusammen in einen Behälter geworfen, wo sie rein gewaschen, geschabt oder gerieben wurden, ohngefähr wie Meerrettig. Darauf wurde dieses Muß in einem cylindrischen Durchschlag gebracht, der von der Rinde der Latania gemacht war. Dieser Durchschlag war 6 bis 7 Fuß lang und 4 bis 5 Zoll im Durchmesser, war strumpfartig gewoben, so daß er durch den Inhalt ausgespannt werden konnte, und beim Auspressen des Safts des Manioc sich wieder zusammen zog. Wenn er gefüllt war, war der Diameter größer, die Länge aber nahm ab. Er wurde gefüllt an einem Baumast aufgehängt, und an den untern Theil ein mit Steinen beschwerter Korb gehängt, um durch dieses Gewicht den Saft nach und nach heraus laufen zu machen, welcher von giftiger Beschaffenheit war. Da die Elastizität des Durchschlages das Gewicht aufwärts zog, so wurde dadurch der Prozeß sehr befördert. Sobald das Manioc trocken war, wurde er zu zartem Mehl zerstoßen, von diesem ward das Cassava bereitet, welches früher und noch jetzt das Brod der Eingebornen der Tropenländer Amerikas ist. Der Saft des Manioc ist tödlich für Menschen und Vieh, und wurde für ein stark

wirkendes Gift gehalten. Magen und Eingeweide der Thiere, die am Genusse dieses Saftes starben, wurden jedoch nicht angegriffen und entzündet, die Brust schwoll kaum ein wenig, so daß der Tod mehr einer Erstickung glich; da die Substanz nicht gährt und in den Zwölffinger-Darm hinabsteigt. Andere waren der Meinung, daß diese Eigenschaften von der Kälte des Maniocs herrühren, welches ein Erstarren der Lebensgeister hervorbringe, die Cirkulation des Blutes hemme, und ohne materielle Verletzung der Organe den Tod bewirke.

Die Wirkung des Manioc-Saftes ist gleich der, welche der zu häufige Genuß des jungen grünen Klees auf das Rindvieh hervorbringt, und woran es häufig zu Grunde geht, wenn nicht zeitig genug Hülfe geschaft und die große Menge Luft, welche sich im Körper aus ihm erzeugt hat, beseitigt wird. In beiden Fällen werden die nämlichen Hülfsmittel angewendet, welche in sehr starker Bewegung, Rennen und Reiben, und in Einschüttung von Brandwein, Oel und Theriak u. dgl. bestehen, wodurch die Lebensgeister wieder erfrischt und die Respiration wieder hergestellt wird. Ein anderes Mittel die Wirkung des Manioc zu hintertreiben, war Olivenöl und lau warmes Wasser, welches als Brechmittel Erleichterung schaft. Der Saft der Ananas und der Zitronen wurde häufig angewendet, vielleicht aus dem Princip, welches behauptet, daß vegetabilische Säuren die besten Gegengifte gegen vegetabilische Gifte seyen. Daß der Saft des Manioc kein wirkliches Gift ist, geht daraus hervor, daß er durch Kochen diese Eigenschaft verliert. Die Karaiben gebrauchten ihn nicht allein zu ihrem Wiecu, sondern auch in allen ihren Brühen. Vor der Ankunft der Europäer bestand das Instrument, auf welchem sie den Manioc rieben, aus einer Wurzel oder Baumast, welcher starke Stacheln hatte, wie z. B. der Sandbüchsenbaum, der stachliche Aloebaum u. s. w.; oder aus einem Stücke Holz, welches mit Holzsplittern versehen, eine Art Raspel oder Reiber vorstellte. Wenn der Manioc hinlänglich gepreßt war, nahmen sie täglich davon was sie zu verzehren gedachten, drückten ihn in eine Art Kuchen, nachdem sie zuvor das Mehl durch ein von Rohr oder dem Bast der Latania gemachten Siebe abgesondert hatten, die größern zusammenhängen-

den Klumpen zertheilt, und das zu grob geriebene noch einmal verkleint hatten. Ehe die Europäer eiserne Platten nach den westindischen Inseln brachten, backen die Caraïben ihr Cassava auf flachen Steinen, die zu diesem Behufe ihre nöthige Dünne erhielten. Viele derselben findet man noch zu jetziger Zeit auf den westindischen Inseln. Mit ihnen gräbt man manchmal Figuren von Affen und andern Thieren aus, von welchen geglaubt wird, das sie Götzenbilder der Caraiben waren, wahrscheinlich aber gehören sie den Negern zu, welche ihre magische Künsteleien damit trieben; denn man weiß, daß die Obiah-Männer, oder Magier der Neger, solcher Bilder bei ihren Mysterien sich bedienten. Waren sie zugleich Bauchredner, so wußten sie ihre Stimme, als von diesen Bildern herkommend, zu leiten. Die Steinplatten waren gegen 2 Fuß lang 15 Zoll breit und sehr glatt, sie wurden über dem Feuer so erwärmt, daß man kaum die Wärme mit der Hand ertragen konnte; dann wurden sie 3 Finger dick mit dem Cassava-Teige belegt, die Dicke des Teiges verminderte sich nach und nach während dem Backen, und wurde zu einem festen Kuchen; die aufsteigenden Blasen wurden mit einem hölzernem Spatel niedergedrückt. Wenn die untere Seite sich von der Platte lößte, wurde der Kuchen vermittelst des Spatels auf die obere Seite gedreht, und auch auf dieser Seite gar gebacken. Darauf wurde derselbe 2 bis 3 Stunden in die Sonne gelegt, um die zurückgebliebene Feuchtigkeit noch vollends herauszuziehen. Am Rande waren die Kuchen blos 2 bis 3 Linien dick, und in der Mitte etwas erhabener. Die Rinde war von goldgelber Farbe, das Innere aber weiß wie Schnee, und sehr angenehm von Geruch und Geschmack, und obgleich die Inseln der Caraiben Salz erzeugten, so genoßen sie doch keines, darum war der Geschmack ihres Cassavas für manchen Europäer eckelhaft süß. An einem trockenem Orte und manchmal der Sonne ausgesetzt, konnte es mehrere Monathe und auch ein Jahr lang aufbehalten werden. Es war ein nährende, gesunde und leicht verdauliche Speise. Wenn Europäer daran gewöhnt sind, schmeckt es ihnen besser als Weitzenbrod, und die Caraiben ziehen es selbigem vor. Das Cassava schwellt im Wasser auf wie Brod; ein Kuchen desselben von 3 bis 4 Linien dick und 2 Fuß lang hat ein

Gewicht von 2 Pfd. Es ist rauh wie Brod von Mais gebacken *).

Ausser diesem hatten die Caraïben noch eine andere Art des Maniocs, welches diese ebenbeschriebenen Eigenschaften nicht hatte, und dieser heißt ausschließlich in Jamaika Cassada. Die Wurzeln haben die größte Aehnlichkeit mit den Rüben, sind aber vielmehr fest und trocken, meist sind sie innwendig weiß, und haben ein talkartiges Ansehen, sie werden zu dem nehmlichen Zwecke wie die vorigen verwendet.

Woher die Bananen und Pisang ihren Ursprung leiten, ist nicht gewiß, einige theilen sie Afrika andere dem festen Lande Amerikas zu, wo sie eine bedeutende Größe erreichen sollen. In den Wäldern von Jamaika kömmt der wilde Pisangbaum vor, der dem gebauten sehr ähnlich ist; seine Blüte ist jedoch verschieden, auch trägt er keine Früchte. Ob die Hegung ihn zum Fruchttragen bringen würde ist nicht zu behaupten. Schriftsteller jedoch die vor mehr als 100 Jahren schrieben, sprachen von den Bananen und dem Pisang der Caraiben, und von ihrem eigenem Gebrauche zur See. Die Bäume oder Pflanzen, welche den Banana und Pisang hervorbringen, sehen einander so ähnlich, daß nur ein Kenner sie unterscheiden kann. Die Stämme haben beinahe einen Fuß im Durchmesser auf dem Boden, und wachsen in pyramidalischer Form bis zu einer Höhe von 12 bis 14 Fuß. Die Blätter wachsen in Büscheln auf dem Gipfel und breiten sich wie die des Palmenbaumes aus, einige haben eine Länge von 12 Fuß und eine Breite von 2 Fuß.

---

*) Seitdem die Europäer anfingen auf den westindischen Inseln den Manioc zu bauen, machten sie verschiedene Versuche, die Weise seiner Zubereitung zu vervollkommen. Sie preßten ihn mit einem Hebel in Formen, die ganze Einrichtung ist die der alten Wein- und Mostkeltern vermittelst schwerer Bäume. Er wird in Oefen gedörrt, zu Mehl zerrieben, und dann als Kaufmannswaare versendet. Der Manioc, welcher in Jamaika bereitet wird, ist so mürbe und zerbrechlich wie Oblaten. Wenn man sich an seinen Genuß gewöhnt hat, so ist es ein gutes Nahrungsmittel, obgleich im Anfange etwas widerlich.

Auf dem Gipfel entfaltet sich eine sehr schöne Blüte, welcher ein Büschel Pisang oder Bananas nachfolgt. Der Stiel neigt sich in einem Bogen nach dem Boden zu, und hat an seinem Ende einen großen purpurrothen Kegel, welcher wie ein Gewicht aussieht, und ihn immer in dieser Lage erhält. Die Frucht wächst mehr spiral, als kreisförmig um den Stengel. Eine einzelne Pflanze ist im Stande gegen 150 Feigen wie die Franzosen sie nennen, jede 4 Zoll lang und 3 bis 4 Zoll im Durchmesser, zu tragen. Die Frucht steckt in einer Hülse, welche etwas zärter als die der weißen Bohne ist, sie wird roh, geröstet und gedämpft gegessen. Der Pisang gleicht dem Bananas, die Frucht ist jedoch mehr als noch so groß, und noch so zahlreich. Er wird gewöhnlich grün gesammelt und geröstet oder gekocht, in völlig zeitigem Zustande schmeckt er sehr angenehm. Er ist ein sehr beträchtlicher Nahrungsartikel für die Neger, und vielen des ärmeren Theiles der weißen Bevölkerung dient er als Brodsurrogat. Die Franzosen heißen den Pisang, Bananas, und die Bananas, Figues. Die Caraiben bedienten sich des Pisangs als Proviant auf ihre Seefahrten. Zu diesem Zwecke sammelten sie ihn vollkommen reif, kneteten ihn zu einem Teige, welcher durch ein Sieb gedrückt, dann in Kuchenform gepreßt und in der Sonne oder in der heißen Asche getrocknet wurde. Wurde er am Feuer getrocknet, so wickelten sie ihn zuvor in die Blätter des wilden Pisangs. Diese Kuchen lößten sie zum Gebrauche in vielem Wasser auf, und bereiteten auf diese Weise in kurzer Zeit ein angenehmes Getränke. Der reife Pisang und die Bananas haben eine angenehme stechende Süsse.

Zweiter Abschnitt.

Waffen, Geräthe und Industrie.

Die Hauptwaffen der Caraïben waren der Bogen, der eine Länge von 6 Fuß hatte und aus krummem, sehr zähem

schwerem und starkem Holze bestand. Er war an jedem Ende ohngefähr eines Fusses lang, rund, 10 Linien dick und hatte mehrere Löcher für die Sehne. Von den Enden bis nach dem Mittel zu wuchs die Dicke bis zu ein und ein halben Zoll, wo die äussere Seite oval und die innere flach war. Diese Bogen wurden mit großer Kunst bearbeitet, hauptsächlich dann, nachdem die Caraiben eiserne Werkzeuge von den Europäern erhalten hatten. Sie waren ganz gerade ohne die geringste Biegung. Die Bogensehne war weder los noch straff, und war óhngefähr 3 Linien dick.

Die Pfeile waren von Rohr gemacht, ohngefähr drei und einhalben Fuß lang, mit Einschluß der Spitze, die manchmal 7 — 8 Zoll betrug, und mit baumwollenem Draht fest daran gebunden war. Die Spitze bestand aus sehr hartem Holze, welches sie Grünholz nannten, und war an den Kanten zugeschärft und mit einigen Widerhacken versehen, welche das Ausziehen aus der Wunde verhinderten, wenn sie nicht erweitert, oder der Pfeil auf der entgegen gesetzten Seite der Wunde hindurch gedrückt wurde. Obgleich das Grünholz an und für sich schon sehr hart ist, so vermehrten sie die Härte der Pfeilspitzen noch dadurch, daß sie sie in heiße Asche steckten. Der Schaft der Pfeile war glatt und eben, manchmal, jedoch nicht häufig hatten sie 6 Zoll Länge, Bärte von Federn am untern Ende. Das untere Ende hatte eine Kerbe für die Bogensehne. Vergiftete Pfeile waren allgemeine Sitte unter ihnen. Das Gift war der Saft des Manschinellenbaumes, in welchen sie die Pfeilspitzen tauchten, worauf sie selbige in die Blätter des Cachibo oder Palmbaums, bis zum Gebrauche einwickelten. Um den Pfeilspitzen das Gift wieder zu nehmen, warfen sie sie in heiße Asche, und rieben sie ab. Die Pfeile welche sie zur Jagd brauchten, hatten keine Wiederhacken, und diejenigen Pfeile, womit sie blos kleine Vögel schießen wollten, umwickelten sie an den Enden ihrer Spitzen mit Baumwolle um das zu tiefe Eindringen zu verhindern und die Federn vor dem Blute zu sichern. Eine andere Art Pfeile, mit langem Barte, brauchten sie bei dem Fischschiessen in Fluß- und Seewasser. In der Geschicklichkeit

den Bogen zu führen waren sie sehr erfahren. Die Knaben übten sich mit Bogen und Keulen, welche ihrem Alter und ihrer Stärke angemessen waren.

Die Caraïben bedienten sich außer des Bogens der sogenannten Kriegs oder Schlachtkeule, welche im persönlichen Zweikampf ihre Anwendung fand. Sie war durchaus ohngefähr 2 Zoll dick, am Griffe etwas schwächer, und am andern Ende etwas stärker. Sie war von sehr hartem Holze verfertigt und die Kanten scharf. Die Seiten enthielten meist sehr zierliche Sculptur-Arbeiten, deren vertiefte Linien sie mit verschiedenen Farben ausfüllten.

Aufgeführte Thatsachen beweisen schon hinlänglich, daß die Caraiben nicht ohne künstlerischen Sinn waren, und daß sie das, was ihnen das nöthigste war, auch ziemlich vervollkommnet hatten, was ferner noch die Caracoli, der Naucau und verschiedene andere Artikel bezeugen werden.

Das Caracoli, ein nur von den Männern getragener Zierrath, besteht aus einem Metalle, welches für sich allein auch den gleichen Namen führt. Es kam vom Festlande von Südamerika herüber, und wurde für ein einfaches Metall gehalten; doch immer nur brachten es die Indianer, nie konnten es die Weißen finden, darum glaubte man es sei eine Zusammensetzung, welche die Indianer bereiteten. Noch nie konnte es von den geschicktesten europäischen Metallgießern nachgeahmt werden; denn das Caracoli der Indianer erscheint wie feines Silber mit untermischten gelblichen Flammen, in feiner Politur, spielend, welche unvergleichlich ist, und weder durch langes Begrabenseyn im Grunde oder in der See im geringsten erblindet. Die bis jetzt nächste Composition, welche in Europa nachgeahmt worden besteht aus 6 Theilen feinem Silber, 3 Theilen feinem Kupfer, und einem Theile feinem Golde. Obgleich diese Composition schön zu nennen ist, so steht sie in ihren Eigenschaften und Politur weit hinter dem Caraibischen Caracoli.

Die Zierrathen, welche die Caraïben von diesem Metalle bereitet trugen, hatten die Gestalt eines wachsenden Mondes, sie hingen an kleinen Ketten von demselben Metall, welche an den Enden oder Hörnern des Mondes befestigt waren, das mittelste Gelenke der Kette hatte einen Hacken oder eine Schleife, woran es getragen wurde. Ein Caraïbe in seinem vollen Ornate trug fünf solche Caracolis, nämlich zwei in den Ohren, die ohngefähr zwei und einviertel Zoll lang waren. Statt der Ketten dienten denen welche keine hatten Baumwollendraht. Die Dicke des Metalls war die eines Groschens. Das dritte von gleicher Größe hing im Knorpel der Scheidewand in der Nase, und lag auf dem Munde, für das vierte war die untere Lippe durchbohrt, es war ein Drittheil größer als die vorhergehenden und reichte bis in die Mitte des Halses herab; das fünfte trugen sie auf der Brust, es war 5 — 6 Zoll lang, und in ein kleines dünnes Bord von schwarzem Holze eingelegt, es war an beiden Enden mit einem Strange versehen, welcher um den Nacken lief. In diesem Schmucke gefielen sich die Caraïben im höchsten Grade wohl. Wenn sie die Caracolis nicht trugen, steckten sie Holzsplitter in die Oeffnungen der Ohren, der Nase, und der Lippe, um sie vor dem Schließen zu bewahren, dieses gab ihnen des Ansehen geringter und gejochter Schweine. Sonst hatten sie noch kleine grüne Steine, welche sie als Amulete in diese Oeffnungen steckten, statt dieser beiden bedienten sie sich auch manchmal der Federn des Papagays und anderer Vögel von allerlei Farben, diese steckten sie in die Löcher, über und unter sich, welches ihnen ein ganz besonderes Ansehen gab. Die Haare ihrer Kinder pflegten sie häufig mit einem künstlichen Gefieder zu bedecken.

Das Raucau, Arnatto oder Achiote ist eine Art von rothem Farbestoff, welches die erste Grundlage zum rothen, blauen, gelben, grünen und braunen Tuche gibt. Der Baum der es hervorbringt, wächst in vielen Gegenden Amerikas. Er hat die Größe eines Pflaumenbaumes, ist jedoch etwas stämmiger und buschiger, die Rinde ist schwärzlich, die Blätter groß, stark und dunkelgrün. Er trägt des Jahres

zweimal rothe oder fleischrothe Blüten in großen Büscheln, welche den Blumen der wilden Rose oder der Eglantine gleichen; auf diese folgen Büschel von Hülsen, welche stachelicht und denen des Roßmarin gleichen. Diese Kapseln sind voll Samen der rund und klein wie Koriander aussieht, er ist in ein fleischrothes Basthäutchen eingewachsen. Diese Häutchen wurden mit großer Mühe vom Samen abgelößt, der dann weiß und hart erscheint. Aus diesem Häutchen wurde das Raucau verfertigt. Die Europäer versuchten auf eine schnellere und wohlfeilere Weise das Raucau zu bereiten. Zu dem Ende weichten sie den Samen in Kufen ein und rührten ihn häufig mit hölzernen Schaufeln untereinander, wodurch die Häutchen sich von selbst vom Samen ablößten und oben auf schwammen. Die Methode der Caraïben war viel langsamer, doch bezahlte sie die Feinheit des Raucau wieder für ihre Mühe. Der Caraïbische Raucau gilt im Handel den feinem Karmin gleich, und giebt um die Hälfte besser aus, als der von Europäern bereitete. Die Europäischen Färber wollen aber die Mühe der Caraïbischen Weise nicht bezahlen Die Indianer sammelten gewöhnlich den Raucau, schütteten ihn aus seinen Hülsen, rieben ihn in ihren Händen, welche mit Carapat oder Palmachristiöl benetzt waren, so lößten sie den zarten Bast von den Samenkörnen, und kneteten ihn zu einem Teige welchen sie auf Blättern im Schatten etwas abtrocknen ließen, weil die Sonne wie sie glaubten der Farbe schadete. Darauf machten sie handgroße Kugeln davon und wickelten sie bis zum Gebrauche in die Blätter des wilden Pisangs.

Außer den cylindrischen Durchschlägen und Körben zur Bereitung des Maniocs bedienten sich die Caraïben-Weiber noch anderer Körbe, Catolis genannt, worin sie den Manioc, Pisang, Kartoffeln, Fische und andere Lebensmittel nach der Hütte trugen. Eine Art der Catolis hatte weites, offenes Flechtwerk, und die andere sehr dichtes, geschlossenes. Ihr Boden war flach und die Gestalt pyramidalisch, die verschiedenen Seiten waren niemals gleich, sie waren leicht, zweckmäßig und schön. Der Bast der Latania aus dem sie geflochten waren, wurde auf verschiedene Weise gefärbt und in Quadrate abge-

theilt. Die zweite Art war so dicht geflochten, daß sie auf einige Augenblicke wasserdicht waren. Sie trugen sie auf dem Rücken wie die Europäer vermittelst zwei Trägern von Baumwolle. Eine andere Art war zweimal so lang als breit, und von verschiedener Größe. Die größten waren 3 Fuß lang, und 18—20 Zoll breit, die Tiefe richtete sich nach dem, was sie enthalten sollten, der Boden war flach, und die Seiten mit ihm winkelrecht. Der Deckel war von nehmlicher Beschaffenheit wie der Boden, und paßte sehr genau. In diesen Körben verwahrten sie ihre Kostbarkeiten. Auf Seereisen waren diese Körbe an die Seiten des Bootes befestigt, wo der Inhalt trocken sich erhielt, wenn es umschlug, was sehr oft geschah.

Zu diesen Flechtwerken nahmen sie den Bast der Latania, welchen sie mit Muschelschalen zur erforderlichen Zartheit schabten, oder auch Rohre, welche denen, die in Europa wachsen ähnlich sind. Diese wurden grün geschnitten, ehe noch die Blüte herausgetreten war. Sie wurden in acht Riemen zertheilt, vom Marke gereinigt und die Spur der Knoten, so viel möglich ausgeschabt. Wenn dies Rohr gehörig zubereitet war, hatte es eine weiße oder schöne strohgelbe Farbe, es wurde jedoch ungefärbt nicht verflochten. Durch das bunte und genau abgemessene Farbenspiel erhielten diese Körbe ein angenehmes Aeußeres. Auf die Kanten wurden doppelte Rohre genäht. Die Europäer fanden diese Körbe so vorzüglich in ihre Eigenschaften, daß daraus ein Handel mit den Caraïben entstand. Die Weißen gebrauchten sie meist als Behälter für Kleider und andere Effecten auf der Reise, welche die Sclaven auf den Kopfe vorn oder hinten nach tragen mußten, auch wurden sie auf Packpferde oder Maulesel geschnallt. Wenn Frauensleute reisten, wurden gewöhnlich verschiedene Negerweiber mit solchen Schachteln auf ihren Köpfen voraus geschickt, eine solche Gesellschaft hatte den Namen „eine Schachtel-Carawane" oder war es zu Wasser, eine Schachtelflotte.

Nachdem sich die Franzosen und die Engländer auf den Caraiben-Eiländern niedergelassen hatten, versahen sie die Wilden nicht allein mit diesen Körben, sondern auch mit Nah-

rungsmitteln allerlei Art, als mit Papagayen, Rebhühnern, Tauben und andern großen Vögeln, Schweinen, Eidechsen, Fröschen, Ananas, Pisang, u. s. w. Die Caraïben essen die Eidechsen sowohl wie die Frösche, und der große fette Wurm, der in der Kohlpalme nistet, däuchte sie ein großer Leckerbissen, dafür erhielten sie von den Europäern, Messer, Aexte, Hauen, Spielgeräthe, Tücher, und was ihnen über alles ging, Brandtwein und Rum, welchen die Franzosen Eau de vie des Cannes nannten.

Wenn ein Caraïbe von etwas hörte, das sein Verlangen erregte, so war er im Stande, zu jeder Zeit und unter den gefährlichsten Umständen eine Reise an einen entfernten Ort zu unternehmen, um sich dasselbe zu verschaffen. Häufig betraf dieses nur Kleinigkeit. Nach Ankunft der Europäer wurde eiserne Messer zu tragen eine allgemeine Sitte unter ihnen und nie sah man einen der nicht ein bloßes Messer im Gürtel oder in der Hand trug. Für jenen Gegenstand auf welchen er seine Neigung gehaftet hatte, würde der Caraibe kein andern angenommen haben, und wenn ihm selbst ein ganzes Warenlager angeboten worden wäre; er war bereit all sein Eigenthum dafür aufzuopfern. Hingegen würde er auch nicht das geringste für das geboten haben, was er nicht unmittelbar brauchte, oder brauchen konnte. Hatte man von einen Caraiben etwas gekauft, und ihn in Münze bezahlt, so war es nöthig selbige in einer gerade Linie neben einander zu legen, verdoppelte man die Reihen, oder legte zwei Münzen über einander, so ließen sie diese Reihe nicht für doppelt, sondern blos für einfach gelten. An einer langen Reihe Kupfermünzen, hatten sie eine größere Freude wie die Kinder. Beim Handel waren sie überhaupt unverschämt. Denn wenn sie etwas verkauften und Geld dafür erhalten hatten, nahmen sie gerne Waare und Geld und liefen davon. Darum wurden die Kaufenden genöthigt, das Gekaufte, so schnell wie möglich aus ihren Augen und in Sicherheit zu bringen. Gewöhnlich kamen sie nach kurzer Zeit wieder zurück und verlangten die verkauften und bezahlten Waaren wieder, den einzigen Weg mit ihnen friedlich auseinander zu kommen war dann, daß der Käufer betheuerte von

dem Handel ganz und gar nichts zu wissen. Die Caraïben maßen ihr Tuch nach Armlängen, das ist vom Daumen des ausgereckten Armes bis zur Schulter. Betrügerisch seyn, lernten die Caraïben von den Europäern. Selbst die Geistlichkeit und die Missionärs entblödeten sich nicht, öffentlich ihre Fertigkeit und Geschicklichkeit, wie sie die Caraïben betrögen, zu rühmen.

Am Amazonen- und Oronoko-Strome findet sich eine Art grüner Steine, welche als ein zuverläßiges Mittel, gegen die Epilepsie, gerühmt wurden. Viele Europäer verschafften sich davon, und erfuhren, oder behaupteten ihre Wirkung die in gänzlicher Heilung der fallenden Sucht und des Schwindels bestehen sollte, erfahren zu haben. Pater Labat brachte einige derselben an sich; durch seine Versuche geleitet glaubte er, daß diese Steine die Krankheit suspendirten aber nicht völlig heilten. Er gibt eine Erzählung von einem Neger, welcher mit diesem Uebel behaftet war, und welches ihn verließ, nachdem er ein Stück dieses grünen Steines, einer Linse groß, in das Fleisch seines Armes, zwischen dem Ellbogen und der Schulter in eine gemachte Wunde eingesetzt hatte. Nach Verfluß von 3 Jahren, trennte der Neger das Fleisch welches sich über den Stein gezogen hatte, er fiel heraus und ging verlohren, worauf die Anfälle der Krankheit wiederkehrten. Darauf setzte er im andern Arme einen andern Stein ein und die erwünschte Kur erfolgte. Pater Labat glaubte dies, allein Labat war sehr abergläubisch, welches aus seinen Histoire des quelques negres sorciers hervorgeht und welche er für wahr annimmt. Er gibt an, daß die Narbe der Wunde, wo der Stein eingeschoben worden „il y raste toujours une petite gale qui tomboit de temps en temps:" darum ist es augenscheinlich, daß der Stein als ein Haarseil wirkt, und somit seine Dienste that. Die Holländer in Surinam und die Portugiesen an den Ufern des Amazonenstromes, kannten den Werth, welchen die Caraïben auf diesen Stein setzten, und machten falsche nach, welche sie anstatt der ächten in den Handel brachten. That nun ein solcher Stein seine gewünschte Schuldigkeit nicht, so wurde er für falsch

erklärt. Die Indianischen Weiber hielten diesen Stein für ein bewährtes Mittel gegen den Blutfluß.

Die Caraïben waren mit den medizinischen Eigenschaften vieler ihrer Pflanzen und Bäume bekannt; mit der Toulola pflegten sie die Wunden von vergifteten Pfeilen zu heilen. Zu diesem Zwecke sammelten sie die Wurzel frisch, machten eine Ptisane davon und gaben sie der verwundeten Person, ein Cataplasma von der zerdrückten Wurzel wurde auf die Wunde gelegt, wodurch sich bald das Gift herauszog. Dieses Mittel mußte jedoch bald nach der Verwundung angewendet werden, denn das Gift des Muschinellenbaumes wirkt so schnell, daß in kurzer Zeit die Wunde in Brand übergeht. Sobald das Gift seinen Weg in die Blutgefäße gefunden hatte, erfolgte unabläßig der Tod. Diese Pflanzen nannten die Caraïben toulola, die Engländer nennen sie arrowroot, und die Franzosen herbe aux fleches. Zu jetziger Zeit wird sie in den Westindischen Inseln häufig wegen ihres sehr feinen genießbaren Mehles gebaut. Wenige Naturprodukte sind so nährend, wie diese Pfeilwurzel. Der Preis eines Pfundes von diesem Mehl steigt manchmal bis zu einem Dollar.

Krebse waren eines der Hauptnahrungsmittel der Caraïben; gewöhnlich fingen sie sie beim Fackellicht zur Nachtzeit, wo sie auf Nahrung ausgingen, denn des Tages über liegen sie im Sumpfe und unter Steinen. Ihre Fackeln bestunden aus Zitronen-Holz oder von zusammengebundenen Rohrbüscheln. Zur Nachtzeit fingen sie auch Papageyen. Nachdem sie des Abends bemerkt hatten, wo sich ein Flug derselben zur Ruhe auf einen Baum niedergelassen hatte, trugen sie in der Nacht glühende Kohlen darunter, und machten einen Rauch, von einer besondern Art Gummi und grünem Pimento, der Rauch dieser Ingredienzien machte sie betäubt, und sie fielen herab. Die so gefangenen Papagayen werden leicht durch Hunger und Tabacksdampf, womit sie sie trunken machen, gezähmt. Vor den Eidechsen hatten sie Abscheu und mochten sie nicht gerne mit den Füßen berühren, doch fingen sie sie für die Franzosen; auf den caraïbischen Eiländern erreichen sie eine Länge von 18 Zoll,

ohne den Schwanz der eben so lang wie der Körper ist. Auf Jamaica werden sie kaum halb so groß. Auf den Antillen wächst ein Holz, welches die Franzosen bois a enyorer nennen, dieses pflegten die Caraïben in Stückchen zu zerschneiden und in Fischwasser zu werfen, die sich verbreitende Lauge dieses Holzes betäubte die Fische und tödtete sie. Es ist schon erwähnt worden, daß sie besonders zugerichtete Pfeile, zum Schießen der Fische, in den Flüssen und an der Küste hatten, diese waren lang und am andern Ende an einen beträchtlich langen Faden befestigt, an dessen Ende ein Stückchen leichtes Holz gebunden war, welches immer auf dem Wasser stand, und zog es der verwundete Fisch weg so schwamm der Caraïbe nach, und zog ihn vermittelst der Schnur ans Land. Zum fischen bei hellem Wetter bedienten sie sich eines Netzes, und zur Nachtzeit der Fackeln, deren Schein die Fische auf die Oberfläche des Wassers brachte, wo sie sie denn leicht mit Netzen fingen. Häufig krochen sie zur Tagszeit im Wasser umher und belauschten die Fische, wenn sie sich im Rohre, unter Wurzeln und Felsen verbargen und fingen sie. Sobald ein Caraïbe einen Fisch laichen sah, so war er seines Fanges mit der Hand gewiß.

Ihre Hängematten waren vorzüglicher, als diejenigen, welche in Europa verfertigt werden, eine der erstern dauert wenigstens 3mal so lange, als eine der letztern, weil das baumwollene Garn stärker und besser gesponnen und fester gewoben wurde. Zum Spinnen bedienten sie sich einer Art von Spindeln, die von sehr schwerem und hartem Holze verfertigt waren; eines drehte die Spindel und ein anderes zog die Wolle zu einem bedeutend langen Faden aus, ohngefähr auf die Weise, wie die Landleute des Innern von Nordamerika ihre Stricke drehen. Dadurch, daß sie selbst gefärbt waren, und die täglich neu angestrichenen Caraiben in diesen Hängematten faullenzten, nahmen sie einen widerlichen Geruch von Farbe und Oel an, und bevor sie wohl gereinigt und ausgelaugt waren, durfte man nicht darinn schlafen, ohne befürchten zu müssen, von venerischen Krankheiten angesteckt zu werden. Diese gehässigen Uebel waren auf den Caraïbischen und andern westindischen Inseln einheimisch und ursprünglich, und hier war es, wo Europäer,

nemlich die Leute des Columbus, damit angesteckt wurden, diese brachten sie nach Europa und pflanzten sie da fort. Den Caraïben selbst waren sie nicht sehr beschwerlich, da ihr Gift nicht so heftig auf ihre Körper wirkte und da sie leichte und schnelle Heilungsarten gegen dieselben kannten und anwendeten.

Auf den westindischen Inseln wachsen verschiedene Species von der Cerobia, eine derselben trägt eine hochrothe etwas flache Bohne, von 3 bis zu 6 Linien im Durchmesser. Diese gebrauchten die Indianer und die Neger, jetzt noch, als Korallen, sie sind beinahe so hart wie Stein. Nach der Ankunft der Europäer, verwechselten sie sie mit Korallen von Alabaster oder Schmelz. Mit diesen erhöhten sie ihren Putz, auch die hochzeitliche Hängematte, welche die Mutter der Braut gab, war damit geziert, sie war weit größer, als die andern, welche immer nur auf eine Person berechnet waren; in den Tropenländern Amerikas waren sie allgemein im Gebrauche. Die Bereitung derselben und das Tragen der Körbe war ein ausschließliches Muß der Weiber. An einer Hängematte zu spinnen, zu weben oder zu färben, oder einen Korb zu tragen, wälzte eine unauslöschbare Schande auf einen Mann und machte ihn ehrlos.

Zum Fortbringen des Branntweines und anderer flüssiger Dinge bedienten sie sich der Flaschenkürbisse, die häufig so groß waren, um 2 Gallonen halten zu können. Um sie zu diesem Gebrauche geschickt zu machen, werden die Körner und das innere Fleisch, durch ein Loch im Halse, nach und nach herausgezogen, und die Inseite durch das Rütteln mit heißem Wasser und grobem scharfen Sand glatt ausgerieben und polirt, dadurch erhielt sich jede Flüssigkeit darinn, ohne einen Geschmack von der Schale anzunehmen. Aus dem Flaschenkürbisse, welcher sehr häufig bei ihnen wuchs, machten sie noch eine Menge Hausgeräthschaften, als Büchsen zur Aufbewahrung ihrer Gewürze, welche sie Cojambu nennten, u. s. w., Küchen- und Trinkgeschirr als Schaumlöffel, aus den halben Schalen, welche sie durchlöcherten, Schöpfnäpfe, Eßlöffel u. s. w. Die Cocoa-Nußschale gebrauchten sie zu verschiedenen Zwecken, sie versahen die daraus gefertigten Geschirre meist mit grotesker Sculptur, deren Striche

oder Einschnitte sie mit verschiedenen Farben ausfüllten. Auch die Kürbisflaschen versahen sie oft mit solchen geschnitzten Figuren. Die Neger haben es jetzt noch im Gebrauche ihre Flaschen mit einer ungeschickten Art von Sculptur zu verzieren. Die der Caraïben war manchmal mit bewunderungswürdiger Genauigkeit und Feinheit bearbeitet.

Ob das Zuckerrohr bei den Caraïben und andern Indianern einheimisch war oder nicht, kann nicht mit Gewißheit entschieden werden. Gewöhnlich hält man blos Ostindien für sein Vaterland, wo es wild wächst, von da soll es nach Egypten, dann nach der Insel Candia dann auf die Canarischen Inseln und zuletzt nach Westindien nnd überhaupt auf Amerika gekommen seyn. Rauwolf, Jer. Benzon und der Verfasser der Histoire Naturelle du cacao et du Sucre einer dem andern nachschreibend, und andere diesen, behaupteten, daß das Zuckerrohr von den Portugiesen und Spaniern aus Indien nach den Canarischen Inseln gebracht worden und von da nach Westindien gekommen sey. Die Augenscheinlichkeit auf der andern Seite ist nicht ohne Gewicht, und der Betrachtung werth. Jean de Laot in seiner Histoire de l'Amerique sagt, daß das Zuckerrohr auf der Insel St. Vincents, wild wachse. Die Franzosen, welche sich zuerst bei St. Christoph, auf Martinico, Guadaloupe u. s. w. niederließen, fanden hier das Zuckerrohr, von welchem der Schreiber sagt, daß es hier einheimisch, und dann später gebaut worden; und daß die nehmliche Art in Westindien gezogen worden sey, bis sie dem größern Burbon-Rohr hätte Platz machen müssen.

Vater Henepin versichert nebst mehreren andern Reisenden, daß das Zuckerrohr in großem Ueberflusse im niedern Lande an der Mississippi wachse.

Franz Ximenes, in seinem Tractate über die Natur und Tugenden der Pflanzen Amerikas, sagt daß das Zuckerrohr in den Gegenden des Laplata-Stromes wild, und bis zur Größe von Bäumen wachse und daß die Hitze der Sonne den Zuckersaft aus den Ritzen der Rinde, wie Gummi anderer Bäumen, herauszuschwitzen veranlasse.

Jean de Lery ein Calvinistischer Prediger (1556.) behauptet das Vorkommen des Zuckerrohrs am Rio Janeiro und in den Gegenden des Wendekreises des Steinbocks. Dieses war, ehe sich die Portugiesen in jenen Gegenden festgesetzt hatten, folglich muß das Zuckerrohr dort einheimisch gewesen seyn.

Capit. Thomas Gage erzählt, daß ihm die Caraiben auf Guadaloupe, auf seiner Reise nach Neuspanien im Jahr 1625. mit allerlei Früchten und mit Zuckerrohr Geschenke gemacht hätten.

Diejenigen welche darauf bestehen, daß die Portugiesen und Spanier das Zuckerrohr nach Amerika brachten, behaupten, daß eine hinlängliche Zeit verflossen sey, ehe die Ankunft der Franzosen und Engländer in den Antillen, erfolgte, um das Rohr daselbst einführen zu können, und obgleich die Spanier nie eine Niederlassung in diesen Inseln begründeten, so können die Caraïben als verwegene Seefahrer bekannt, das Rohr von den portugiesischen oder spanischen Kolonien, vom festen Lande, oder den größern Eiländern erhalten haben; die Spanier bauten es auf den Canarischen Inseln mehr als 100 Jahre vorher, und auf dem Festlande von Amerika und den großen Inseln machten sie Zucker, mehr als 40 Jahre vor der Zeit, als wir sprechen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie das Zuckerrohr auf den Antillen bauten, denn Cromwell setzte auf alle Inseln, welche er berührte, Schweine aus; diese sind die verderblichsten Feinde des Zuckerrohres. Wäre das Rohr wild gewachsen so muß man sich wundern, daß es von den Schweinen nicht ausgerottet wurde. Wenn das Zuckerrohr vormals am Laplata, Rio Janeiro und an der Missisippi wuchs, so ist es sonderbar, daß es jetzt nicht mehr da zu finden ist; und daß das Rohr früher in nassen, moorigen und unbearbeitetem Boden fort kam, und daß es jetzt einen mehr trocknen als feuchten Grund verlangt, und daß es gewöhnlich nach 3 Jahren ausstirbt, mithin nicht dauernd und einheimisch ist. In manchem Boden der sich nicht sehr zu seinem Bau eignet, muß es alle Jahre frisch gesteckt werden. Man suchte vergeblich in den wilden Gegenden Amerikas nach dem Zuckerrohr. In

Marschländern wächst jedoch ein Rohr, welches eine große Aehnlichkeit mit ihm hat, allein es fehlt ihm der süße Saft.

Diejenigen, welche darauf bestehen, es wäre an den großen Flüssen Süd- und Nordamerikas gewachsen, behaupten die großen Heerden des wilden Rindviehes, der Pferde und Schweine, welche nach Ankunft der Europäer sich ausbreiteten, hätten es ausgerottet. Das Rohr muß irgend wo in seinem würklichen Zustand wild wachsen, mag es nun in Amerika oder in Asien seyn. Dieses Gewächs pflanzt sich aber nicht durch Samen, Wurzeln oder Reiser fort, sondern es sproßt aus Knoten, welche in der Nähe des Gipfels 4, 5 und 6 Fuß über dem Grunde wachsen. Wenn sich nun das Rohr auf eine natürliche Weise fortpflanzen soll, so ist es nöthig daß der Stengel abgebrochen werde, und in den Grund komme. Das Pflanzrohr wird 14 bis 18 Zoll vom Gipfel herab, mit 2 bis 3 Knoten, abgeschnitten. Diese Stücke werden in Furchen gelegt und mit Grund überworfen. Bald treiben die Knoten Wurzeln und Stengel. In solchem Lande wo die Wurzel einige Jahre dauert, greift sie um sich, und jede treibt verschiedene Rohre.

Mag nun das Zuckerrohr seinen Ursrung herleiten oder nicht herleiten, wo es immer will, so ist das gewiß, daß die Spanier im 16ten Jahrhundert auf den Canarischen Inseln dasselbe bauten, und daß die Spanier und Portugiesen zugleich ums Jahr 1580 in Amerika anfingen Zucker zu bauen; die Caraïben hatten darum Zeit genug das Rohr vom Festlande oder den größern Inseln zu holen und bei ihnen anzubauen, ehe die Engländer und Franzosen sich auf den Antillen niederließen, welches ums Jahr 1625 geschah. Die Engländer bereiteten ihren ersten Zucker zu St. Kitts im Jahr 1643 und im nehmlichen Jahre machten sie den Versuch auf Barbodoes. Die Franzosen begannen unter der Anleitung von einigen Holländern im Jahr 1648 auf Guadaloupe Zucker zu bereiten.

Erwachsene Caraïben hatten das Recht, die Töchter ihrer Verwandten zu Weibern zu nehmen, auch konnten sie sie schon in frühem Alter wegnehmen und zu Weibern ihrer Söhne

erziehen. Nur zwei Grade der Verwandtschaft waren von der Heirath ausgeschlossen, nehmlich Mütter und ihre Söhne, und Brüder und Schwestern. Die Zahl der Weiber war nicht bestimmt, jeder konnte nehmen so viel ihm gelüstete. Häufig heiratheten sie verschieden, oder alle Schwestern. Sie waren der Meinung, sie könnten sich besser mit einander vertragen, da sie mit einander aufgewachsen waren und einander gut kannten, würden sie gefälliger gegen einander und ihrem Eheherrn gegehorsamer seyn. Dann die Caraiben, wie alle andern Indianer, die weißen Wilden nicht ausgenommen, betrachteten ihre Weiber als Sclaven, und wenn sie denselben noch so sehr gewogen waren, so enthoben sie sie doch keinesweges des beschwerlichsten Dienstes durch eigene Hülfe.

Die Caraïben waren melancholisch, faul und die gleichgültigsten Menschen in der Welt, Tage lang konnten sie sich in ihren Hängematten besinnen, ob sie aufstehn oder liegen bleiben wollten, und nur drei Dinge warens, die sie aus ihrer faulen Gleichgültigkeit herausreißen konnten; und das war 1) Eifersucht, die ihnen im höchsten Grade eigen war. Der geringste Verdacht der Untreue, konnte ein Weib um ihr Leben bringen; 2) Rachsucht, kein Volk in der Welt war dieser Leidenschaft so sehr unterworfen als dieses; Beleidigungen konnten sie nie vergeben. 3) Die Leidenschaft für den Rum und andere starke Getränke. Alles gaben sie hin für einen Rausch. Außer diesen drei Lastern, war nichts in der Welt vermögend, sie in Thätigkeit zu setzen. In dem Zustande der Betrunkenheit waren sie ohne gleichen, erinnerten sie sich da, von einer gegenwärtigen Person, jemals nur im geringsten beleidigt worden zu seyn, so konnte nichts, als Todschlag, sie versöhnen. Hatte die, auf solche Weise erschlagene Person keine Freunde und Verwandte, so ward dieser Vorfall nicht weiter gerächt, war sie aber bloß verwundet und erholte sich wieder, oder hatte sie Freunde, so war es das Beste für den Thäter, sich an einen unbekannten Ort zu flüchten und auf einer andern Insel sich verborgen zu halten, wenn er nicht in die Hände der Bluträcher fallen wollte, denn in dieser Hinsicht waren die Caraiben wie die nordamerikanischen Indianer, deren strenges Gesetz und Glauben ist, daß nur

Blut Blut versöhne, und niemand durfte es wagen diesem Gesetze Einhalt zu thun.

In ihren Kriegen waren sie über alle Maaßen mörderisch und grausam. Die Spitzen ihrer Pfeile und Lanzen hatten Wiederhacken und waren vergiftet. Sie waren auf eine solche Weise verfertigt, daß wenn der Pfeil in einen Körper ging, die Spitze sich vom Schafte lostrennte, und in der Wunde stecken blieb. Manchmal waren sie genöthigt, die Spitze auf der entgegengesetzte Seite der Wunde herauszudrängen. Konnte das einzige Gegengift, ihre sogenannte Bogenwurzel nicht schnell genug bereitet werden, und das Gift des Pfeiles theilte sich dem Blute mit, so erfolgte der Tod.

Hinsichtlich verstorbener Personen hatten die Caraïben einige besondere merkwürdige Gebräuche. So bald einer gestorben war, so erforderte es der Gebrauch, daß alle Verwandten desselben, sammt und sonders sich einfanden, und jeder einzeln sich überzeugte, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey. Dieser Gebrauch ist ihnen so fest eingewurzelt, daß, wenn einer von der Familie übrig ist, der den Leichnam nicht gesehen hat, sich von den übrigen nicht überzeugen lassen kann, daß es ein natürlich erfolgter Tod war. In einem solchen Falle betrachtet der abwesend gewesene die übrigen Verwandten, als Beförderer, oder Ursache des Ablebens des Verstorbenen, und ist verbunden, den Tod an den Verwandten mit Blut zu rächen. Starb ein Caraïbe auf Martinico oder Guadaloupe, und seine Verwandten lebten auf St. Vincents, so war es nothwendig, dieselben zur Leichenbeschauung aufzufordern, und verschiedne Monden gingen denn manchmal hin, bis der Tode beigesetzt werden konnte. Sobald ein Caraïbe das Zeitliche gesegnet hatte, wurde er über und über mit Raucau und den schwarzen Strichen, welche aber jetzt aus einer andern Farbe bestanden, als er bei seiner Lebenszeit brauchte, bemahlt. Eine Art Grab, wurde dann, in der Wohnung worinn er starb, ausgegraben, von ohngefähr 4 Fuß ins Quadrat und 6 — 7 Fuß tief. Der Körper wurde hinabgelassen, und das Grab bis zu den Knieen mit Sand aufgefüllt, und ihm eine sitzende Lage gegeben, wie

er in Lebzeiten gewohnt war am Feuer oder am Tische zu sitzen, den Kopf gestützt und die Ellbogen auf die Kniee. Das Grab ward dann mit Holz und Matten oben zugedeckt, bis alle Verwandten von seinem natürlichen Tode sich überzeugt hatten; nachdem dieses geschehen war, wurde das Grab vollends ausgefüllt. Auf diese Weise erhielten sich manchmal Körper, ohne in Fäulniß überzugehen, oder irgend einen Geruch zu verbreiten verschiedne Monate lang. Das Raucau, welches sie im Leben vor den Strahlen der Sonne, der Luft und vor den Insekten schützte, scheint die Haltbarkeit ihrer Körper, auch noch im Tode zu begünstigen. Ihre Waffen wurden mit ihnen begraben.

Dritter Abschnitt.

Schiffart der Caraiben.

In den Schiffarthkünsten scheinen die Caraïben den Vorrang vor allen wilden Einwohnern Amerikas gehabt zu haben. Ihre Fahrzeuge, welche sie zwischen den Inseln St. Vincents, Guadaloupe und Martinico gebrauchten waren von zweierlei Art. Die eine Art derselben nannten sie Becassas, sie hatte 3 Masten und 4 eckige Seegel; die andere hatte nur 2 Masten, und hießen sie Pirogues. Diese waren ohngefähr 40 Fuß lang und 4 bis 5 Fuß in der Mitte breit, die Enden waren erhaben und 15 Zoll weit; inne befanden sich 8 bis 9 Bänke oder Sitze, von nicht gesägten, sondern gesplitterten und abgeglätteten Planken. Acht Zoll hinter jeder Bank war eine 3 Zoll starke Lehne angebracht, die an den Wänden des Fahrzeuges befestigt, und höher als der Sitz selbst war. Sie gewährten den, auf den Bänken sitzenden Ruderern viele Hülfe und Bequemlichkeit. Durch die Ruder der Fahrzeuge waren Löcher gebohrt, durch diese Taue gezogen, an die sie ihre Hängmatten, Proviant und andere Artikel befestigten.

Das Becassa war ohngefähr 42 Fuß lang, vorn erhaben

und spitzig, hinten aber abgestumpft. Ihre irdene Waare und anderes Geschirr verräth, daß der Affe ein Gegenstand der Nachbildung, wenn auch nicht der Verehrung war. Auch hatten sie auf den Vordertheilen ihrer Schiffe, tölpische Nachbildungen dieser Thiere, welche schwarz, weiß und roth bemahlt waren. Die Becassa hatte Sitze wie die Pirogue. Alle Fahrzeuge waren von der westindische Ceder, welche sie caschu nannten, verfertigt. Dies ist ein Holz von großem Werthe und steht dem Mahogany in Schönheit und Eigenschaften kaum etwas nach. Die Bäume wachsen zu einer außerordentlichen Höhe. Ein solcher Cederbaum reicht zu einem Schiffskiele. Sie werden mit unsäglicher Mühe gehauen, und beschlagen und geglättet. Waren die Wände der Fahrzeuge nicht hoch genug, so wurde das Nöthige durch Anfügung gesplitterter Planken ersetzt. Die Zimmerung geschah mit scharfen steinernen Aexten. Der Steuermann saß im Fahrzeug hinten, und steuerte mit einem Ruder, welches ein Drittheil größer als die andern Ruder war, und hatte die Gestalt einer Ofenschaufel von 6 — 7 Füß Länge, von der der runde Stiel ohngefähr 3/4 betrug. Der breite Theil hatte 8 Zoll, und war in der Mitte 1 und 1/2 Zoll und am Rande 6 Linien dick. Am Ende des Rands befand sich manchmal ein Querholz wie an den Gartenspaten. Dieses Instrument gebrauchten sie zum Rudern und Steuern. Rudernd saßen sie mit dem Gesichte nach dem Vordertheil des Schiffes. Diejenige welche auf der Steuerbordseite des Fahrzeuges waren, hielten den Stiel des Steuerruders mit der rechten Hand, einen Fuß oberhalb dem breiten Theile, und mit der linken Hand das Querholz, den Körper bogen sie vorwärts und stießen das Ruder ins Wasser, erhoben sich dann, als wollten sie es rückwärts ziehen; dadurch stießen sie das Wasser rückwärts und das Fahrzeug bekam Stöße nach vornen. Die Ruderer der Wendbordseite arbeiteten wie die auf der Steuerbordseite, nur daß sie das Querholz in der Linken und diese in der Rechten hielten. Diese kurzen Ruder hatten vor den langen einigen Vorzug. In einem Kanon oder Boote, welches eine Weite von 3 Fuß hatte, konnten 2 2 Ruderer mit Schaufelrudern auf einer Bank neben einander sitzen ohne sich in ihrer Arbeit hinderlich zu seyn, weches bei längern Rudern nicht thunlich war. Darum könnte ein Schiff

2mal so viel Personen fassen, wenn diese Schaufelruder gebraucht würden; und da die Kraft von 3 Schaufelrudern gleich der von 2 langen Rudern ist, so wird ein Schiff mit Schaufeln ein Drittheil mehr Gewalt, als eines der nemlichen Größe mit langen Rudern, haben. Die Arbeit mit Schaufeln ist jedoch weit härter, darum führten die Bucaniers diese Schaufelruder unter sich ein, weil sie zu nächtlichen Ueberfällen, Landungen und Borden der Schiffe bequemer waren.

Einige von den Bacassas hatten Marssegel. Zu gewißen Zeiten zogen die Caraïben mit einer Flotte von 30 bis 40 Segeln aus. Einige Jahre nachher als die Franzosen Martinico in Besitz genommen hatten, wurde eines Morgens bei Tages-Anbruch, gerade als ein ziemlicher Nebel aufstieg, die ganze Insel von einer sich nähernden Caraïben-Flotte in Aufruhr gesetzt. Die Franzosen hielten sie durch den Nebel getäuscht, für eine aus Europa gekommene Flotte, welche feindliche Absichten auf die Insel haben mochte. Bald waren alle Einwohner bewaffnet, der Nebel verschwand, die unschuldigen Caraïben landeten, und die Weißen legten die Waffen wieder nieder.

Kein Volk in der Welt war vielleicht geschickter in Regierung eines Fahrzeuges, als die Caraïben. Auf der Windseite einiger Eiländer der Caraïben hat die See außerordentliche Brandungen, hauptsächlich da, wo die Küste hoch ist. Sieben ungeheure Wellen erheben und brechen sich hintereinander, am Ufer mit fürchterlicher Gewalt. Nach wenigen Augenblicken der Ruhe, erheben sich 7 andere. Die drei letztern Wogen, sind immer die größten und heftigsten. Ueber diese Wogen hinweg gleitete kühn und sorglos das Boot der Caraïben zum Ufer wo es aufs Trockne gezogen, und an dazu bestimmte Steine befestigt ward. Wollten sie sich wieder einschiffen, so ward alles Gepäcke und die Weiber und Kinder in die Mitte des Bootes auf den Boden gesetzt, die Männer ordneten sich den Seiten des Bootes entlang, und jeder stämmte sich an den Platz wo sein Ruder lag, um es mit der Schnelligkeit zu ergreifen, welche hiezu erforderlich war. So bald die großen Wellen am Ufer

gebrochen waren, gab der Steuermann, den kritischen Augenblick beachtend, das Zeichen, das Schiff stieß vom Lande die Männer sprangen hinein jeder an seinen Platz, der Steuermann zuletzt. Nun ruderten sie mit allen Kräften, um der steigenden Woge vorzukommen und ihre Höhe mit dem ganzen Boote in schräger Richtung zu erhalten, um nicht von ihr wieder aufs Land zurückgeschlagen zu werden, welches durch einen Augenblick der Verspätung geschehen konnte, das Boot erschien klebend am Wasserberg wie ein Polype an seinem Felsen, jeden Augenblick drohend umzustürzen zum Schrecken der Zuschauer. Angekommen auf dem Haupte der Welle schwellten hoch in der Luft die Enden des Bootes, es wiegte sich in seinem Mittel einen Augenblick auf dem Rücken der Welle und gleitete auf der andern Seite in gleich schräg erhaltener Richtung, die Woge hinab. Jede neue Welle erforderte diese Arbeit, und nichts als der größte Muth, Anstrengung und Geschicklichkeit war vermögend sich in und durch diese Gefahren zu leiten.

Wenn die Caraïben eine Lustreise zur See machten, nahmen sie ihre Weiber, Kinder, Hängematten, Küchengeräthe und ihre Waffen mit. Waren sie aber im Kriege begriffen und beabsichtigten einen Ueberfall, nahmen sie nur ein bis 2 Weiber mit, welche ihre Nahrungsmittel bereiten, und sie mit Raucau färben mußten.

Die heftigen Brandungen der See in den Inseln, welche ehemals die Caraïben bewohnten, nöthigten sie ihre Fahrzeuge ans Ufer zu ziehen. Ihr immer währendes Kämpfen mit den Wogen der See, machte sie zu geschickten und kühnen Schiffern, sie segelten mit ihren Fahrzeugen durch ganz Westindien, und besuchten sehr häufig Hayti oder St. Domingo, welches keine unbeträchtliche Fahrt war. Eine der vorzüglichsten Stützen für Columbus Vermuthung von einem westlichen Lande war die Auswerfung verschiedener Leichname von Kupferfarbigen Menschen, auf die Küste von Madera. Daß diese Leichname nicht den ganzen Weg von Amerka nach den canarischen Inseln geschwommen seyn konnten, ist gewiß, denn es geht kein Strom aus Amerika herüber, welcher sie hätte mit sich führen

können, und wäre wirklich einer vorhanden gewesen, so würden die Körper verwest, oder von den Fischen verzehrt worden seyn, ehe sie den 4ten Theil des Weges zurück gelegt gehabt hätten. Es ist ein annehmbarer Fall, daß einige kühne Caraïben auf einer Fahrt, vom Sturme ergriffen in unbekannte Seen verschlagen und in nicht so großer Entfernung von den canarischen Inseln verunglückten oder verhungerten, und ihre Leichname ans Ufer trieben. Zu gewissen Zeiten des Jahres hüllt sich Madera in undurchdringliche Nebel ein, welche dem Schiffer seine Nähe verbergen, bis er auf die Küste stößt. Eine ähnliche Reise der Caraiben würde eben so wenig auffallend seyn, wie diejenigen, die sie nach Westen unternahmen. Sie waren sehr wohl mit den westindischen Inseln und mit dem ganzen Meerbusen von Mexiko bekannt. Der Cázike Caunaba, welcher von Columbus bei den Goldminen von Cebao, auf Hispaniola ergriffen, und als ein Rebell von ihm nach Spanien gesandt wurde, war ein Caraïbe. Er hatte sich durch kriegerische Tapferkeit und vorzügliche Eigenschaften zur Herrschaft in diesem Eilande aufgeworfen.

Vierter Abschnitt.

Zur Geschichte der Caraiben mit den Europäern.

Als Columbus die Inseln der Caraïben zur Zeit seiner zweiten Reise entdeckte, flüchteten sich 6 Indianer-Weiber zu ihm, und benachrichtigten ihn, daß sie Sclavinnen der Caraïben auf Guadaloupe seien, welche ihre Männer gefressen hätten. Er betrat nachher ein caraïbisches Dorf, gibt aber keine Nachricht, von gesehenen schreckbaren Dingen oder Symptomen des Cannibalismus, im Gegentheil, durchstrichen verschiedne Spanier das Eiland und kam nach einigen Tagen wohlbehalten zurück, ohne etwas von der Art entdeckt zu haben. Im März 1496 landete Columbus wieder auf Gua-

baloupe, wo er aber von einer Menge bewaffneter Weiber empfangen wurde, die sich seiner Landung widersetzten. Die Caraïben selbst schütteten einen Pfeilregen auf seine Mannschaft. Eine Lage Cartätschen vom Schiffe zerstreute den Schwarm und die Spanier landeten und verbrannten ihr Dorf nachdem sie es vorher geplündert hatten. Sie schleppten die vorgefundenen Nahrungsmittel deren eine große Menge war, zu Schiffe, worunter sich Zeug und Wachs befand, und einige Geräthschaften von Eisen, auch fanden sie den Arm eines Mannes in einem Schiffe beim Feuer, von welchem sie glaubten, daß er zu einer Mahlzeit bestimmt gewesen war, auch entdeckten sie Schädel und andere Menschenknochen in Körben aufbewahrt; als er Monserrat berührte, ward er benachrichtigt, daß die Caraïben alle Einwohner der Insel aufgespeißt hätten.

Die Spanier gaben zu selbiger Zeit der Welt eine große Menge Historien und Erzählungen gar wunderbarer Begebenheiten von jenem abendlichen Lande zum Besten, von deren Glauben sie bis jetzt noch nicht gänzlich befreit ist. Die Caraïben waren ein kriegerisches Volk, und machten den Spaniern viel zu schaffen. Sie waren ein Schrecken für die Bewohner der andern westindischen Eiländer. Sie waren gewöhnlich Sieger im Kriege; von dieser Eigenschaft kam es wohl, daß sie für die gemessensten und wildesten Cannibalen gehalten werden. Im Kampfe waren sie schrecklich, so bald aber als er vorüber war, behandelten sie ihre Gefangenen nicht unmenschlich, und hierin waren sie von den nordamerikanischen Indianern sehr verschieden. Es möchte zwar nicht geläugnet werden können, daß die Caraïben nicht manchmal Stücke von ihren erschlagenen Feinden verzehrten wie die Mohegan, Narragenset und andere Indianerstämme, doch machten sie aus dem Scalpen ihrer Feinde keinen Triumpf, wie die rohen Wilden des Norden. Die Spanier haben wohl davon erzählt aber nie konnten sie die Thatsachen aus eigener Erfahrung beweißen. Wenn Columbus Schädel und Knochen fand, so mußten sie nicht gerade von aufgefressenen Menschen herrühren, wahrscheinlich gehörten

sie den Vorfahren oder Verwandten der Caraïben zu, welche sie sorgfältig in dem Boden ihrer Hütten beisetzten. Der geröstete Mannes-Arm, war ein unter den Caraïben gewöhnliches Siegeszeichen, und blieb es noch 200 Jahre nachher. Labat erzählt von der Ankunft von 47 Caraïben auf Martinico von Dominica im Jahr 1694 in zwei Fahrzeugen: „im Hintertheile des einen hatten sie den ganzen gerösteten Arm eines Mannes, (nemlich bei geringem Feuer im Rauche getrocknet) diesen boten sie mir mit einer sehr höflichen Weise an, und benachrichtigten mich, daß dies ein Arm eines Engländers wäre, welchen sie vor kurzer Zeit bei einer Landung zu Barbudô getödet hatten, bei welcher Gelegenheit noch 6 andere erschlagen und eine Frau mit zwei Kindern gefangen genommen wurde.

Die Caraïben wurden auf eine unmenschliche Weise meist von den Franzosen ausgerottet. Als St. Kitts (Catharina) von den Engländern und Franzosen zugleich im Besitz war, wurden alle Indianer ermordet, die Franzosen tödeten oder vertrieben sie von Martinico und Guadaloupe, weil sie deren Aussage nach, einzelne weiße Marodeurs erschlagen hatten. Nach vielen Kriegen zogen sich die Reste der Caraïben auf Dominica zurück; die zu St. Vincent wurden von den Franzosen gegen die Engländer, von den Engländern gegen die Franzosen in ihren beständigen Kriegen aufgewiegelt, bis sie sich nach und nach selbst aufgerieben hatten. Zu jetziger Zeit beläuft sich ihre Zahl auf Dominica kaum auf 30 Familien.

Die französischen Missionärs gaben sich viele Mühe dem Christenthum unter ihnen Eingang zu verschaffen, allein vergebens. In der Mitte des 17ten Jahrhunderts fingen sie an ihre Sprache zu studieren und zu sprechen und unter ihnen zu wohnen. — Sie lehrten sie den Catechismus, Gesänge, Gebete und andere religiöse Uebungen; allein ihre Arbeit brachte keine Früchte. Die Missionärs Raimund, Breton, und Philipp de Beaumont lebten 25 Jahre lang unter ihnen, und alles was sie thaten in dieser Zeit war die Taufe von mehreren kleinen Kindern die am Sterben waren. Sie tauften wohl manche Caraïben überhaupt, allein sie machten

keine zu Christen. Die Ernsthaftesten Dinge schienen ihnen Kleinigkeiten und Spiel; die Beschaffenheit ihres Gemüthes war leichtsinnig, wankelmüthig und boshaft. Die meisten, welche sich taufen ließen, thatens nur der Geschenke wegen, welche sie von den Gevatterleuten zu hoffen hatten. In einem Augenblick kehrten sie wieder zu ihrer alten Lebensweise zurück und dann kommen sie um wieder getauft zu werden. Ein Caraïbe würde sich in einem Tage haben 10mal taufen lassen, wenn er für jede Operation ein Glas Branntwein zu erhalten gehabt hätte, auch in dieser Hinsicht gleichen sie den nördlichen Indianern. Es wird von einem Missionär unter den Mohegans (mohigân's) erzählt, daß er einen Indianer, für jeden Kopf seiner Landsleute, welchen er ihm zur Taufe bringen würde, ein Glas Branntwein versprochen habe; der Indianer ging und fand bald einen halb todt betrunkenen Bruder, packte ihn auf den Rücken und schleppte ihn zum Pater und verlangte von ihm die versprochene Bezahlung.

Ein angesehener und vermöglicher Mann namens Chateau Dubois ließ sich auf Guadaloupe nieder, und verwendete einen großen Theil seines Lebens auf die Bekehrung der Caraïben, hauptsächlich derjenigen auf Dominica, er lies nicht allein beständig eine bedeutende Anzahl von ihnen unterrichten, sondern unterrichtete auch selbst, mit der äußersten Güte und Langmuth, in der christlichen Religion. Er starb mitten unter seinen frommen Beschäftigungen ohne den Trost mitnehmen zu können, auch nur einen Caraïben zu einem wirklichen Christen gemacht zu haben; wenn er schon verschiedene getauft und sie eine Anzahl von Jahren um sich versammelt gehabt hatte, und sie in den Grundsätzen der christlichen Religion wohl bewandert waren und befestigt schienen, so hatten sie doch alles gleich vergessen, so bald sie nur kurze Zeit von Dubois entfernt waren; so bald er gestorben war, kehrten alle zu ihren Landsleuten zurück und nahmen ihre vorige Lebensweise wieder an. Einige Jahre nach Dubois Tod sah Labat einen seiner Caraïben, Jünger auf St. Martinico, er sprach geläufig französisch, konnte lesen und schreiben und war ohngefähr 50 Jahre alt nnd getauft. Man hoffte von ihm, daß er die Missio,

narien in ihrer Proselytenmacherey unterstützen würde, allein er that dieses nicht, und erwiederte, als er darüber zur Rede gesetzt wurde, daß er immer, wenn er als Christ oder von christlichen Eltern geboren wäre, oder unter Franzosen zu leben fortgefahren hätte, sich zum Christenthume würde bekennt haben, so sey er nun zu seinem eigenen Volke zurückgekehrt, wo er nicht von dessen Sitte und Lebensweise abweichen könnte ohne sich dadurch den Haß und die Verachtung seiner Nation zuzuziehen. Die Missionärs versprachen dem Abtrünnigen, auf Martinico Land zu geben, wenn er wieder zurückkehrte, allein sie predigten tauben Ohren.

Verschiedene Jahre nach Breton und de Beaumont lebte ein wirklich frommer Missionär Barringhen verschiedene Jahre auf Dominica und brachte eben so wenig zu Stande, wie die Vorhergehenden.

Einer Mission der Jesuiten auf St. Vincents ging es gleichfalls so. Sie tauften kaum einge sterbende Kinder. Gegen das Jahr 1706 mußten sie St. Vincents in aller Eile verlassen, da die Caraïben eine Complot gemacht hatten, sie alle zu schlachten.

Die Caraïben waren als gebungene Knechte zu nichts nütze, sie waren zu eigensinnig und zu faul zu irgend einer Arbeit, und ihr Stolz war so groß, daß sie sich weder einen Befehl noch einen Verweiß wollten gefallen lassen. Sie bös anzusehen oder zu tadeln war eine tödliche Beleidigung. Es wurde mit der Zeit eine gewöhnliche Redensart unter den Weißen, in Hinsicht der Caraïben daß ein finsteres Gesicht einem Caraïben für Schläge gelten, und ihn schlagen sey so viel als ihn tödten oder seinen Tod verursachen. Thaten sie etwas, so thaten sie es blos zu ihrem Vergnügen. Meist thaten sie als Lohnknechte, was sie nicht geheißen waren. Sollten sie auf die Jagd gehen, so gingen sie fischen. Trauen durfte man ihnen gar nicht. Was trink- oder eßbares in ihre Hände fiel, das verzehrten sie ohne weitere Umstände.

Die Europäer, und hauptsächlich, unter ihnen die Franzosen, machten viele zu Sclaven. Zwischen den Caraïben und den Schwarzen herrschte eine sterbliche Abneigung, erstere dünkten sich unendlich mehr und besser als die Schwarzen. Die Abneigung der Neger gegen die Caraïben war gleichgroß, sie nannten sie nur mit dem entwürdigenden Namen — Wilde. Dieser Ausdruck war den Caraïben fürchterlich, er war die höchste und äußerste Beleidigung für sie.

Im Zustande der Knechtschaft pflanzten sich die Caraïben nicht fort, oder wenigstens höchst selten, und wenn beide selbst von einem Volke von einerlei Sitten und Sprache waren. Zur Geschlechts-Vereinigung mit schwarzen Sclavinnen waren sie gar nicht zu bringen und eben so schwarze Sclaven mit Caraïbinnen, zwischen beiden herrschte die größte Abneigung welche bis an Haß gränzte. Der Haß der Caraïben war unvertilgbar, und erlosch nur mit dem Tode, sie schienen die Grundsätze der Unversöhnlichkeit und des Hasses mit der Muttermilch eingesogen zu haben.

Im Zustande der Melancholie erhiengen sich die Caraïben sehr häufig, so auch die Schwarzen, oder sie aßen Erde und Koth bis die Wassersucht oder andere tödende Krankheiten erfolgten. Diese verderbliche Gewohnheit, Erde zu essen, scheint auf den westindischen Inseln einheimisch zu seyn. Die weißen Kreolen sind nicht von einer Neigung zu diesem Appetit ausgenommen. Die Caraïbensclaven aßen Erde so oft sie gestraft oder mißhandelt worden waren.

Bei vielen Gelegenheiten zeigten sich diese Insulaner treulos und betrügerisch. Die Engländer gingen im Jahr 1708 mit den Caraïben und Marun-Negern auf St. Vincents eine Uebereinkunft ein, die französischen Niederlassungen auf Martinico und Grenada zu überfallen, sie wollten sie gehörig unterstützen und gaben ihnen viele Geschenke. Der französische Gouverneur, General Machaut hörte von diesem Tractat, sandte den Major Coullet, welcher ein besonderer Liebling der Caraïben war, nach Martinico, um den

gefährlichen Sturm abzuwenden, und die Caraïben und Marunen zu bereden, den bisherigen Frieden zu erhalten. Coullet hatte sich die Zuneigung der Wilden dadurch erworben, weil er ihnen immer, so oft er auf die Insel kam, Geschenke austheilte, und sie betrunken machte. Er hatte diesmal ein zahlreiches Gefolge von Offizieren und Bedienten und eine große Menge Geschenke und Branntwein bei sich. Als er zu St. Vincents anlangte, war die Brandung so stark, daß er mit seinen kleinen Fahrzeugen das Ufer, wo sich ein Schwarm der Caraïben versammelt hatte, nicht erreichen konnte. Er gab sich denselben zu erkennen, und sprang ins Wasser um ans Ufer zu schwimmen. Die Caraïben sagten unter sich „das ist unser Geselle Coullet, wir müssen ihm helfen;" sie sprangen ins Wasser und brachten alles glücklich ans Land. Coullet wurde zur Rathshütte geleitet, wo sich alle Häupter der Caraïben und Marunen versammelten und ihm alle Freundschaft und Achtung erzeigten; hier gab er ihnen ein Faß und theilte reichlich seinen Branntwein aus. Als ihre Köpfe hinlänglich erhitzt waren, ließ sie Coullet raucauen gleich einem Caraïben, gab ihnen Geschenke, glatte Worte und Versprechungen, und brachte sie dahin, daß sie ihr Bündniß mit den Engländern aufhoben, die Farbehölzer, welche dieselben gehauen und ans Ufer geschleppt hatten verbrannten, welches zu einem Belauf von mehren 1000 Pfund Sterling kam, und ihm noch sogar Geisseln für die Haltung des Friedens, mit den Franzosen, gaben. Die ersten Engländer welche ans Land kamen wurden erschlagen, und einzelne Gliedmaßen von denselben im Rauche getrocknet, und den Franzosen nach Fort Rojal gesendet.

Diese Sitte, mit den Gliedern erschlagener Feinde zu triumphiren, ist kein Beweis für den Canibalismus der Caraïben, mehr aber einer dagegen. Die Spanier haben der alten Welt viel fürchterliches, hinsichtlich der Eingebornen Amerikas aufgetischt, damit wollten sie aber nur ihre eigene unerhörten und beispiellosen Grausamkeiten und unmenschlichen Schandthaten, womit sie sich an den unschuldigen Völkern der neuen Welt versündigten und besudelten, einigermaßen rechtfer-

tigen. Columbus, die Ursache all des unzähligen Unglückes und Uebels, welches über die Indianer kam, lies sich persönliche Grausamkeiten gegen die Caraïben, hauptsächlich bei der Wegnahme von St. Domingo zu Schulden kommen, er verstand die Sprache der Wilden nicht, und so waren sie dann sehr leicht zu mißverstehen, und was sie mit Zeichen bedeuteten, daß sie eviele Menschen verzehrten, hatte Beziehung auf ihre Blutgirde im Kriege. Wollte man allen Mährchen glauben so wären alle Nationen der Welt Menschenfresser gewesen. Hätten die Caraïben alle Einwohner von Monserrat aufgefressen gehabt, so würde Columbus wohl keinen lebendigen Boten mit dieser Nachricht erhalten haben. Als die Portugiesen Barbadoes entdeckten, war es ganz menschenleer, und da hatten sie eben so gut das Recht zu sagen, wie die spanischen Mährchenkrämer, die Caraïben hätten die Einwohner, vor ihrer Ankunft aufgespeißt. Wenige Völker in der Welt hatten weniger Ursache sich an Menschenfleisch zu sättigen, als die Caraïben, welche an allen Nahrungsmitteln, die das Pflanzen- und Thierreich darbieten konnten, Ueberfluß hatten. Die Flüsse und Seen versahen sie mit Krebsen und zahllosen Fischen unter denen sich sehr große befanden, wie die Seekuh, und der Paracotas eine Art des Haifisches welche sehr gefährlich und reißend ist; wenn sie auf ihren Raub losschießen, drehen sie sich niemals im Wasser, und erreichen eine Länge von 18 — 20 Fuß. Die Krebse waren die gewöhnlichste und alltäglichste Speise der Caraïben, ihre Menge war so außerordentlich, daß ein fränzischer Schreiber, sie das Manna Westindiens nennt. Nächst der Schale, welche den Rücken des männlichen Krebses deckt, befindet sich ein grünliches Fleisch, welches die Caraïben taumalin nannten, dieses und das weiße Fett nehmen sie heraus in Kokoannußschalen, verdünnten es mit Wasser und Zitronensaft und schütteten gestoßenen Piment hinzu. Während die weiblichen Krebse mit ihren, zwar kleinen, doch wohlschmeckenden Eiern, und die Reste des Körpers der männlichen Krebse gekocht wurden, wurde das taumalin blos gedämpft, alles löste sich dann in eine Sauce auf, welche mit andern Krebsstückchen ausgedunkt wurde. Daraus geht hervor, daß die Caraïben auch in der Kochkunst Fortschritte gemacht hatten; sie

plagten sich jedoch nicht immer mit dieser Zubereitung, häufig rösteten sie sie am Feuer, oder kochten sie blos, wie es auf Jamaica der Fall war.

Aus allen diesen Thatsachen geht hervor daß diese Caraïben nicht diese schrecklichen Menschenfresser waren, für welche sie die Spanier ausschrieen; und wären sie alle Polypheme gewesen, so würden sie doch nicht wegen Ueberfluß anderer Nahrungsmittel zum Menschenfraß ihre Zuflucht genommen haben. Daß sie jedoch bis zu einem gewissen Grade Kannibalen waren, läßt sich nicht abläugnen, wenn man anders den englischen und französischen Schreibern da einigen Glauben beimessen will, wo sie nicht zu sehr übertrieben haben. Sie behaupten, daß die Caraïben nicht allein Cannibalen, sondern sogar große Lüstlinge im Menschenfraße gewesen. Die Franzosen beweisen, daß sie von dem Fleische aller europäischen Nationen geschmaußt hätten, welche sie auf ihren Eiländern hätten habhaft werden können, und unter diesen gaben sie den Engländern die Ehre, daß das ihrige, sie das leckerste, und weit über das spanische und französische Fleisch, gedäucht hätte. Sie hatten Spürnasen wie Jagdhunde; durch ihren feinen Geruch waren sie im Stande die Spuren des Negers, der Franzosen, Engländer und Spanier zu unterscheiden; auch der nordamerikanische Indianer besitzt dieses feine Geruchsvermögen, wenigstens kann er es auf schwarze, weiße und rothe Menschen anwenden, ob auch auf einzelne Landsmanschaften der Weißen, ist nicht dargethan, und sollte diesen der Sinn des Geruches fehlen, so können sie an der Form der Fußstapfen, einen Neger, einen Weißen und einen Indianer unterscheiden, wovon Schreiber mehrmals Augenzeuge war. Dieser feine Geruch ist übrigens nicht so sehr zu bewundern, wenn wir sie als Wilde betrachten. Der Hund kennt die Spur oder den Wind seines Meisters, und alle Thiere und Sachen die sein gehören, er folgt beim Suchen keiner andern Spur als dieser. Das Raubthier im Walde, verfolgt vermittelst seines Geruches, nur dasjenige Wild, welches ihm zur Nahrung dient, und läßt alle übrigen unberührt soviel ihm auch aufstoßen mögen. Mehr auffallend aber ist die Unterscheidungskraft, welche der Haifisch besitzt; findet er einen Engländer, einen Franzosen und

einen Spanier in einem Boote oder im Wasser, so wird er den Engländer ergreifen und die andern unberührt lassen. Diese Erfahrung hat man schon oft gemacht, sowohl an dem gemeinen Haifisch als auch an den Paracotas, Pferde und Hunde ziehen sie den Menschen vor, und einen Neger einem Engländer. Die Paracotas griffen schon öfters Boote an worin Engländer, Franzosen und Spanier sich befanden, und erstere wurden immer von ihnen zuerst erhascht.

Die Franzosen ließen sich zuerst zu St. Christoph nieder, und legten von dort, die Kolonie auf Martinico an. Die Caraïben gaben jedoch blos durch Gewalt genöthigt, ihr Recht auf. Sie unterlagen schnell den europäischen Waffen und Kriegskunst. Auf dem Platze wo jetzt das Fort St. Marie steht, wurde eine Schlacht zwischen den Caraïben und Franzosen geliefert, in welcher erstere gänzlich geschlagen und nach Dominica zu fliehen genöthigt wurden.

Eine der Hauptursachen warum den Caraïben die christliche Religion verhaßt war, bestand darin, daß nach deren Gesetzen die Vielweiberei verboten war, und daß von ihnen verlangt wurde, so bald sie sich zu dieser Religion bekennt hätten, alle ihre Weiber bis auf diejenige, welche ihnen am besten gefiel, zu entlassen, oder diejenige, welche sich zuerst taufen lies beizubehalten. Sie waren Willens sich taufen zu lassen, wenn sie ihre herkömmlichen Sitten und Gebräuche hätten beibehalten dürfen; auch waren sie der Meinung, daß es Gottes Wille nicht seyn könne, ihren Weibern zu entsagen.

Die Krebse von welchen die Caraïben vorzüglich lebten, wurden von den Europäern für eine sehr schwer zu verdauende harte und drückende Speise befunden. Dem so häufigen Genusse der Krebse schrieben sie die faule Unthätigkeit der Caraïben zu. Von den Europäern nahmen sie ganz und gar keine Nahrungsmittel an, und das einzige was sie nahmen war ihr Verderben. Von den süßen Kartoffeln, welche sehr häufig auf ihren Inseln wuchsen machten sie beträchtlichen Gebrauch.

Columbus beschreibt die Caraïben-Weiber als ganz nackt, mit Ausnahme der kleinen Schürze; die oben beschriebene war ihre alte Herkömmliche. Die Caraïben zogen Baumwolle vom Baumwollenstrauch und vom großen Baumwollenbaum, welchen sie Mahot nannten, aus dieser machten sie starkes Garn und Draht, den Bast des Pisangs trennten sie zu zarten Fassern und bereiteten Tuch daraus, aus der Rinde des weißen Manglebaums spannen sie gleichfalls Draht, aus dem Bast der Kohlpalme bereiteten sie eine Art Flachs. Wie die Völker anderer Länder, hielten sie sehr viel auf Vorbedeutungen. Wenn der rothe Manglebaum voll Früchte war, so deuteten sie dies auf heftige Orkane.

Empf.

Empfehlungswerthe Schriften.

Eckerle, W. W., Lehrbuch der Naturgeschichte zum Schul- und Selbstunterricht. Zwei Theile. 48 enggedruckte Bogen in 8. Mit 16 großen Tafeln-Abbildungen in einem besondern Hefte. 434 Bilder. Ladenpreis: 5 fl. 24 kr. rhein. 3 Thlr. 8 ggr. sächs.

Von der frühesten Kindheit an empfangen wir die bedeutendsten und zugleich die angenehmsten Eindrücke aus den Erscheinungen der Natur. Auf dem Arme der Mutter reicht das aufkeimende Kind nach Blumen, nach den Hausthieren, äußert seine Freude über vorbeigehende Pferde, Hunde rc., und, weiter herangewachsen können, besonders dem Knaben Messen und andere Ausstellungen nichts Interessanteres bieten, als die Buden mit fremden Thieren und Vögeln, oder die Kasten mit Meermuscheln und Mineralien. Keine Erzählung fesselt die Kleinen mehr, als wo die Personen aus dem Thierreich gewählt sind, und ihre Abbildungen werden sicher in Bilderbüchern am ersten aufgesucht und am längsten beschaut.

Unbestreitbar zeigt also dieser Trieb, daß im Schooße der Natur die erste und wichtigste Quelle für die Ausbildung des Menschen liegt, und, daß ihre Kenntniß und Erforschung der unerschöpflichste Gegenstand seines Strebens bleibt. Je mehr er mit derselben sich vertraut gemacht, um so sicherer ergreift und erlangt er auch die Erfordernisse des Lebens, um so reiner bewahrt er seine Gefühle, um so weniger weicht er von seiner bürgerlichen und sittlichen Bestimmung ab. Warum sollte es also nicht eine dringende Angelegenheit seyn, bei der Erziehung der Jugend und bei der eigenen Ausbildung zunächst sich die besten Mittel anzueignen, welche zur richtigen und gründlichen Kenntniß der Natur, ihrer Elemente und verschiedenen Erscheinungen führen können, und wie wichtig ist es, bei den großen Fortschritten der Naturwissenschaften das Neueste zu wählen, was bewährte Männer uns bieten. Der Herr Verfasser dieses Buches hat sich als

solcher schon vollständig beurkundet durch seine Lehrbücher der Naturlehre und der Gewerbskunde, welche von der Critik und in der Anwendung bei Lehr- und Erziehungsanstalten die ungetheilteste Anerkennung gefunden haben, und wir glauben daher um so zuversichtlicher zu seiner vorzugsweisen Anschaffung besonders vor hochgepriesenen Fabrikaten speculativer Büchermacher ermuntern zu dürfen, da bei seiner bedeutenden Ausdehnung mit dem sparsamsten Druck, bei den meisterhaft gezeichneten und ausgeführten Abbildungen auch der wohlfeile Preis eine seiner vorzüglicheren Eigenschaften ist, unter welchen wir wohl noch besonders zur Beachtung hervorheben dürfen, daß es zwischen den so häufig erscheinenden Extremen, durch allzu weitläufige bis zur Tändelei ausartende Erzählungen und Beschreibungen eher von der Hauptsache abzuleiten, oder die für die Bildung und Befriedigung des Verstandes und Gefühles gleich wichtige Kenntniß der Natur zu einem trockenen, abschreckenden und ermüdenden Schematismus herunter zu ziehen die angemessenste Mitte hält. Eine sehr ehrenvolle Bestätigung des hier Gesagten befindet sich bereits in den Freimüthigen Jahrbüchern der allgemeinen deutschen Volksschulen, von Schwarz, Wagner, d'Autel und Schellenberg. 6r Bd. 1s Heft, und in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1826. Nro. 51.

Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toscana; zur Bestimmung des Gesichtspunktes, aus welchem die neudeutsche Malerschule zu betrachten ist. Von einem deutschen Künstler in Rom. 8. 1 Thlr. 6 ggr. sächs. oder 1 fl. 54 kr. rhein.

Die neudeutsche Kunstschule, als eine der wichtigsten und interessantesten Erscheinungen der neueren Zeit, ist seit Kurzem ein Gegenstand der Aufmerksamkeit des deutschen Publikums geworden. Indessen fehlte bis jetzt eine treue Darstellung der Grundsätze dieser neuen Schule und eine Uebersicht des bisher schon durch sie geleisteten. Diesen Mängeln hilft nun die vorliegende Schrift ab. Der Verfasser, selbst ein talentvoller Künst-

ler, hielt es zu seinem Zwecke für nützlich, vorerst den Gang der Kunst bei irgend einem Volke zu beschreiben, bei welchem sie einen hohen Grad von Ausbildung erreichte, um dadurch das Leben der Kunst, als ein in sich und mit dem ganzen Leben des Volkes organisch zusammenhängendes darzustellen. Er wählte dazu die Toscaner. Hierauf geht der Verfasser zur Schilderung der neudeutschen Schule über. Er zeigt, wie nach den ersten Anfängen von Carstens an, das Entstehen derselben mit dem allgemeinen Wiederaufleben des Volkes in Verbindung stand, schildert das Leben der deutschen Künstler in Rom, charakterisirt mehrere der ausgezeichnetsten derselben, beschreibt ihre Werke und stellt ihre Grundsätze dar. Alsdann geht der Verfasser zur praktischen Anwendung dieser Grundsätze über, untersucht den gegenwärtigen Zustand der Academien, wobei er besonders die zu Paris berücksichtigt, und giebt die Mittel an, sie besser einzurichten. Zuletzt aber setzt er auseinander, wie eigentlich die Kunst ohne alle Akademien im Leben selbst sollte gefördert werden. Dem Kunstfreund muß diese Schrift höchst erwünscht seyn, da es die erste ist, welche über die wichtigste Erscheinung in der neuern Kunstgeschichte genügende Auskunft giebt, nicht minder aber auch wegen der darin enthaltenen toscanischen Kunstgeschichte, welche so bearbeitet, nirgends anderswo zu finden ist, weshalb auch diejenigen, welche Italien besuchen wollen, kein besseres Handbuch kann empfehlen werden.

Geschichte und Beschreibung von Speier, nebst einer perspectivischen Ansicht des Doms, und Abbildung des Grabsteins von Rudolph von Habsburg. 8. geheftet 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr.

Wem sollte es nicht eine erfreuliche Erscheinung seyn, die in die schöne deutsche Vorzeit so tief eingreifende Geschichte der merkwürdigen Stadt kennen zu lernen? Wo so wichtige Entscheidungen fielen, so bedeutungsvolle Vorfälle sich ereigneten, wo so oft der Kaiserliche Scepter mit dem Bischöflichen Krumstab in Berührung kam, wo der Handel von Deutschland einen Mittelpunkt hatte. Diese reichen Erinnerungen werden uns von

dem Verfasser in kurzem, aber äußerst anziehendem Tone vor die Augen geführt, und das Büchlein bielhet nicht nur dem Geschichtsforscher wichtige Quellen, es macht den Einheimischen mit der Bedeutung des Orts auf angenehme Weise bekannt, und giebt auch dem Fremden, besonders dem Reisenden in dieser Gegend, eine höchst interessante Unterhaltung.

Hegel, Dr. G. W. Fr., Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Zweite Ausgabe. gr. 8. 3 Rthlr. sächs. 5 fl. 24 kr. rhein.

Massenbach, der Oberste Chr. v., eine biographische Skizze seiner Schicksale, Anschuldigungen und Vertheidigungsgründe. Nebst einer wichtigen Aufgabe für die Criminal-Gesetzgebung Deutschlands. 8. 1818. 1 Thlr. 8 ggr. oder 1 fl. 54 kr.

Mone, F., Einleitung in das Niebelungenlied, zum Schul- und Selbstgebrauch. gr. 8. 1 fl. 6 kr. rhein. oder 18 ggr. sächs.

Wie wichtig das Niebelungenlied für die deutsche Geschichte, wie anziehend sein Inhalt ist, beweist das allgemeine Interesse und das rege Streben, mit welchem es von gründlichen Männern bearbeitet ist. Noch ist aber für viele Gebildete der Wunsch übrig geblieben, dazu eine Einleitung zu erhalten, welche die historischen Begriffe des Gedichtes fest stelle, das Verständniß der Sprache erleichtere, und dadurch auch seine Schönheiten erkennen lasse. Das Ganze zerfällt in zwei Hauptstücke. Im ersten werden die Quellen und Hülfsmittel des Liedes angegeben: dann folgen Abhandlungen über die Sprache, den Namen, Dichter, und Alter desselben. Im zweiten Hauptstück wird die

geschichtliche und mythologische Erklärung desselben abgehandelt; so daß die Schrift nicht nur zur eigenen Belehrung und Unterhaltung, sondern auch als Leitfaden bei Schul- und Erziehungsanstalten sehr willkommen seyn wird. Wenn in dieser Beziehung wenigstens 12 Exemplare zugleich bestellt werden, so soll jede Buchhandlung in den Stand kommen, dieselben für 9 fl. 36 kr. rhein. oder 6 Thlr. sächs. zu liefern. Im Einzelnen ist keine Preisverminderung möglich.

Desselben Theorie der Statistik. 1ste Abtheilung. gr. 8. 18 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Desselben über die Sage vom Tristan, vorzüglich ihre Bedeutung in der Geheimlehre der brittischen Druiden. gr. 8. geh. 4 ggr. oder 15 kr.

Muster und Uebungsblätter zur Bildung des Ausdrucks und Geschmacks. Mit einer Methodik als Anhang von Carl Schüelein, Professor am Lyceum zu Speier. gr. 8. 23 Bogen. 1 fl. 45 kr. rheinisch, 1 Thlr. sächsisch.

Nicht eine der gewöhnlichen und so häufigen Anthologien, Deklamationsübungen und Theorien wird dem Publicum hier gebothen; sondern eine durch den seltensten Geschmack und Scharfsinn und durch eine überraschende Fülle von Belesenheit ausgezeichnete Mustersammlung dessen, was vom Alterthum und aus der neuesten Gegenwart zu kennen, zu bewahren und zu nützen wünschenswerth und zuträglich ist fürs Leben in seiner bessern Richtung. Jede Stufe der Empfindung, und jedes einzelne Gefühl findet darin einen erhebenden Anklang; doch wird nicht eine weichliche Nährung der Empfindsamkeit, sondern zugleich eine die Kräfte des Geistes und der Seele entwickelnde und stärkende Ausbildung von Urtheil und Geschmack um so sicherer der Erfolg seyn, als die Regel sich aus dem Genuß entwickelt, und pedantische Abstraktion gänzlich fern gehalten ist. Die gewonnene Bekanntschaft wird noch besonders in so ferne lohnen, als so

manchmal bei dem Genuß guter Gedichte und Lesestücke die Kenntniß ihrer Schöpfer eben so ungerne vermißt, als dieser Genuß durch den Mangel an gehöriger Vorbildung und richtiger Anleitung verkürzt und verkümmert wird. Für Jung und Alt, für den Greis, der sich die Welt im Rückblick auf das eigene Leben gerne beschaut; für den Mann, der, von den Eindrücken des Augenblicks gefaßt und gestört, oft eine Berichtigung seiner Ansichten bedarf; für die Jugend, die für so manche in der Brust erwachende Empfindung den Ausdruck sucht, für heranwachsende Knaben und Mädchen selbst, in denen der emporkeimende Trieb nach dem Höheren seine Richtung erhalten soll, ist das Buch nach unserer vollen Ueberzeugung eine reiche Quelle des Genusses, der Belehrung und Erhebung, und wir empfehlen es daher eben sowohl für die Schule als für das Leben; besonders auch als eine angemessene Festgabe, mit dem Wunsche, daß unsere Ueberzeugung sich recht vielseitig verbreiten möge.

Eine sehr empfehlende Bestätigung des Gesagten befindet sich in dem Literaturblatt No. 25. zur allgemeinen Schulzeitung von 1825; in der Literaturzeitung für Schulen, Ilmenau; und in der Leipziger Literaturzeitung 1825. No. 324.

Wilken, F., Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten berühmten Heidelberger Büchersammlungen. Ein Beitrag zur Literargeschichte, vornehmlich des 15ten Jahrhunderts. Nebst einem meist beschreibenden Verzeichniß der im J. 1816 von dem Pabst Pius VII. der Universität Heidelberg zurückgegebenen Handschriften. 8. 24 Bogen. 4 fl. 30 kr. rhein. oder 2 Rthlr. 18 gr. sächs.

Seit der für ganz Deutschland so erfreuliche Wiedergewinn dieser Bibliotheck, welche die wichtigsten Quellen für deutsches Studium einschließt, bekannt geworden, ist es auch allgemeiner Wunsch, daß davon eine gründliche und ausführliche Nachricht erscheine, und dieser Wunsch ist schon mehrmals mit Ungeduld öffentlich ausgesprochen. Um so dankbarer müssen wir es dem

verdienstvollen Herrn Verfasser erkennen, daß er sich nicht bloß auf diese Nachricht beschränkt, sondern sich der Mühe unterzogen hat, demselben ein vollständiges Verzeichniß und Auszüge aus den Handschriften beizufügen, welche jeden in den Stand setzen, den Werth und die Bedeutung des Einzelnen zu erkennen. Hierdurch ist das Werk ein unentbehrliches Handbuch für jeden geworden, der an der Geschichte und Literatur des deutschen Alterthums auch nur entfernten Antheil nimmt, und ein nothwendiger Leitfaden für den, welcher sich dem Studium derselben widmet.

Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Nach der Ordnung der syntaktischen Regeln der kleinen Bröderschen Grammatik mit Berücksichtigung der Grammatiken von Zumpt und Ramshorn, für die untern Klassen gelehrter Schulen. Von L. Oettinger, Professor am Gymnasium in Heidelberg. 8. 9 Bogen. 36 kr. rhein. 8 gGr. sächs.

Wenn das häufigere Bestreben, ein Bedürfniß zu befriedigen, der sicherste Beweis ist, daß dieses noch nie genügend geschehen, so dürfen wir dieses gewiß von dem vorliegenden Büchlein behaupten, da der Herr Verfasser in bescheidener Anerkennung des Geleisteten, troß dem gefühlten Mangel, sich doch nur erst durch mehrseitige Aufmunterung von competenten Stimmen zu der Herausgabe entschloß. Wir dürfen daher mit der Ueberzeugung, daß hier nichts Ueberflüssiges geliefert sey, auch die aussprechen, daß jeder Versuch, welchen Lehrer für die ersten Classen mit dem Werkchen anstellen werden, durch den Erfolg dieselbe bewähren wird. Die Hinweisungen auf die Sprachlehren von Bröder, Ramshorn und Zumpt werden noch als ein besonderes Beförderungsmittel einleuchten, so wie es auf jeden Fall eine ganz neue und für jeden gewissenhaften Lehrer höchst erfreuliche Erscheinung ist, den Vorzug der mündlichen Uebungen vor den schriftlichen herausgestellt zu sehen, und dafür gleich ein Hülfsmittel zu erhalten.

Die Jenaer Literaturzeitung von 1826 gibt in Nro. 134. die ermunterndste Bestätigung des hier Gesagten.

Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische, nach den Paragraphen der Buttmann'schen Grammatik. Gesammelt von C. Fr. Neumann, Professor an der Studienanstalt zu Speier. 8. 54 kr. rhein. 12 ggr. sächs.

Der Herr Verfasser, der sich als gründlichen Philologen vor dem literarischen Publikum, und als wackeren Schulmann in seinem Amte schon bewährt hat, hat seinem Lehrbuche den Vorzug gegeben, für alle Theile der Etymologie Beispiele aus den Classikern auszulesen, und indem er dadurch den Schüler schon von den Elementen an mit denselben gewissermaßen vertraut macht, hat er besonders durch angemessene Anordnung die Aufmerksamkeit festzuhalten und allen mechanischen Schlendrian zu beseitigen und zu vermeiden gestrebt. Wir dürfen daher zum allgemeinen Besten wünschen, daß sein Zweck recht vielfache Unterstützung finde.

Lehrbuch des Tafel- und Kopfrechnens für den Schul- und Privatunterricht, nebst einer gründlichen Erläuterung der Reesischen oder Kettenrechnung. Von J. M. Nöbling. 8. 1 fl. 30 kr. rhein. 20 ggr. sächs.

Die Ankündigung eines neuen Rechenbuches möchte wohl als etwas Ueberflüssiges erscheinen, aber gerade mit dieser Ueberzeugung glauben wir um so sicherer auf das allgemeinste und lebhafteste Interesse zählen zu können, weil dieses Buch, als die Frucht 50jähriger Uebung und Erfahrung eines höchst verdienten Lehrers eben dadurch, daß es jezt erst erscheint, beweißt, welche gewissenhafte Prüfung der Verfasser angewendet, um die Richtigkeit und den unfehlbaren Erfolg seiner Methode und seiner Beispiele zu bewähren. Es ist ihm also darin der Vorzug vor so manchem neuen Rechenbuche gesichert, daß es die festen Grundsätze früherer Zeit in ununterbrochener Fortschreitung bis auf die neueste angewendet, und dadurch gewissermaßen für ein ganzes Menschenleben alle Fälle durchgemacht hat. Damit nun jeder sich von der Wahrheit dieser Voraussetzung um so leichter überzeugen könne, hat der Verleger für das Buch den äußerst billigen Preis gesetzt, dessen kleine Auslage den möglichsten Nutzen verspricht.

Die Beispiele sind in allen Münz- und Maasarten gewählt, und also auch in allen Ländern und Provinzen anwendbar.

